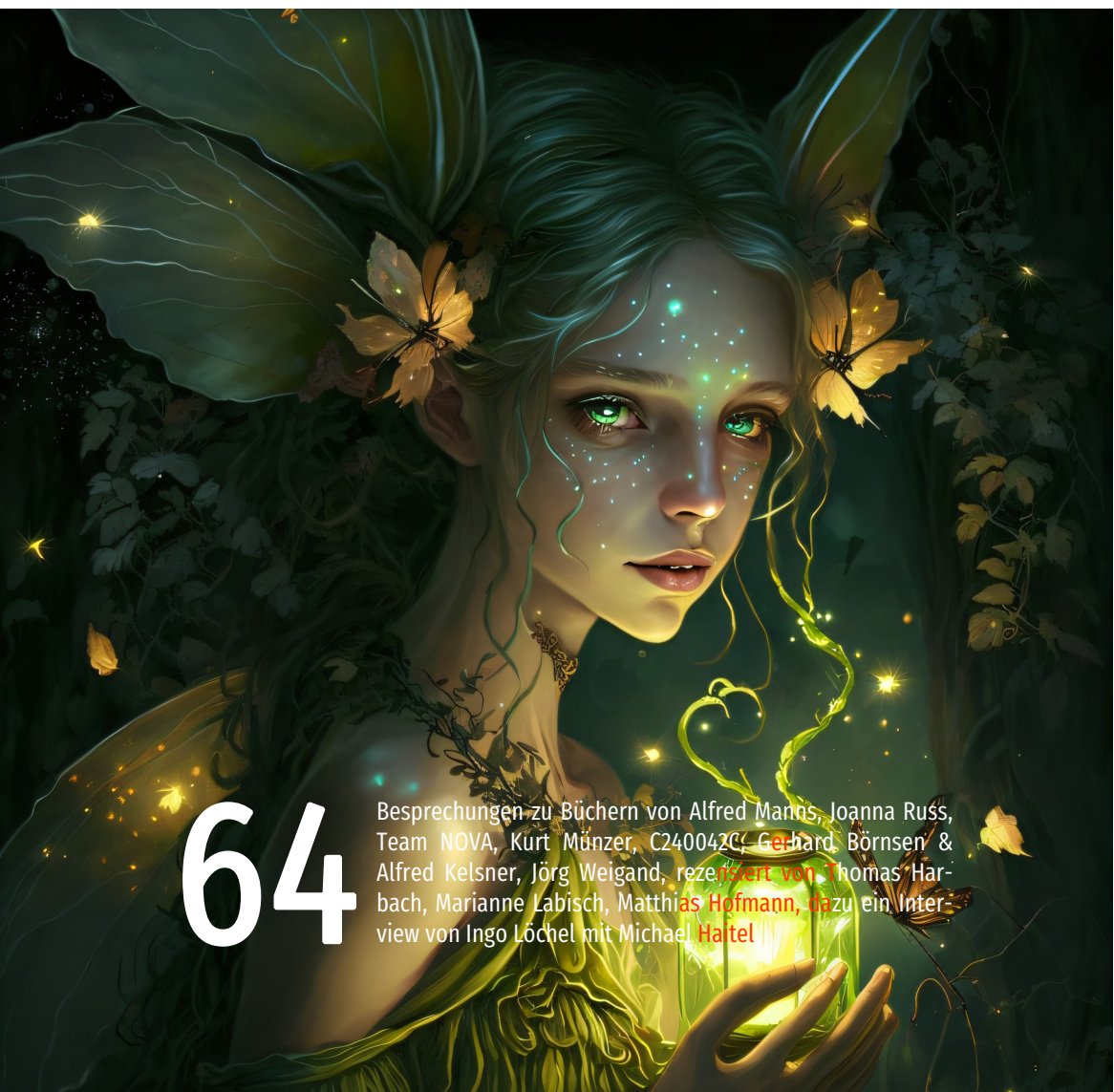


REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin



64

Besprechungen zu Büchern von Alfred Manns, Joanna Russ, Team NOVA, Kurt Münzer, C240042C, Gerhard Börnsen & Alfred Kelsner, Jörg Weigand, rezeiviert von Thomas Harbach, Marianne Labisch, Matthias Hofmann, dazu ein Interview von Ingo Löchel mit Michael Hattel

Impressum

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin
Ausgabe 64 – April 2026

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2026 p.machinery Michael Haitel

Titelbild: Stephanie Menard (Pixabay)
Layout & Umschlaggestaltung:
global:epropaganda
Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel
Herstellung: Schaltdienst Lange oHG,
Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel
Norderweg 31, 25887 Winnert
michael@haitel.de
www.pmachinery.de
www.reisswolf-magazin.de

ISSN: 2942-1837
ISBN: 978 3 95765 513 4

Zur Sache

Und wie schon quasi angekündigt, geht es gleich mit einer weiteren Ausgabe des »REISSWOLF« weiter. Das Material ist reichlich und so soll es auch präsentiert werden.


Michael Haitel
Winnert
29. April 2026

Interview

Ingo Löchel im Interview mit dem Verleger und Herausgeber Michael »My.« Haitel

Michael, kannst Du den Lesern des Online-Magazins kurz etwas zu Deiner Person erzählen?

Ich bin Jahrgang 1959, geboren in Düsseldorf, und nach Ausbildungen und Tätigkeiten als Pharmagroßhandelskaufmann, Vertriebsassistent und Logistiker in einer Chemiefirma sowie letztlich als ITler in einer Maschinenbaufirma bin ich nach Eintritt in die Rente nunmehr Verleger und Dienstleister für die Branche (die Details hierzu siehe www.globalepropaganda.com).

Ich bin zum vierten Mal  verheiratet und besitze zwei Hundemädchen. Ich versuche, mich wenigstens finanziell im Tierchutz zu engagieren, hier vor allem in Bezug auf Hunde aus den ehemaligen Ostblockstaaten, wo Hunde – abgesehen von den hundefressenden Chinesen und Koreanern – maximal schlecht behandelt werden. Aber das ist ein anderes Thema, das hier nichts zu suchen hat.

Wie kam es zur Gründung des Verlages p.machinery?

Eigentlich durch Zufall. Ich habe in den 80ern und 90ern in einer Münchner Chemiefirma gearbeitet und hatte dort einen Kollegen, der wie ich aus Düsseldorf stammte. Seine Gattin war der japanischen Blumenkunst Ikebana zugeneigt und suchte irgendwann nach einem bestimmten Buch, das ums Verrecken nicht zu bekommen war. Ich sollte nach dem

Buch suchen und fand auch nichts – aber die Autoren Ayako Graefe, die auch noch in nächster Nähe (bei München) wohnte. Und mit einer Neuauflage völlig einverstanden war.

Ayako Graefes Ikebana-Buch war die erste p.machinery-Veröffentlichung. Das Buch gibt es heute noch (über Books on Demand) und wurde inzwischen von drei weiteren Bänden gefolgt. Ikebana ist ein schönes Thema, vor allem, weil die Gemeinschaft derjenigen, die sich damit beschäftigen, recht homogen und hermetisch ist, was die Verkaufszahlen ziemlich gut kalkulierbar macht.

Wo liegt der Fokus des Verlages? Nur auf SF?

Jein.

Natürlich ist SF vor allem mit meiner Reihe »AndroSF« und Ablegern wie »Die Welten der SF« sowie natürlich Imprints die Hauptsache meines Verlages. Aber daneben gibt es noch »Außer der Reihe«, wo ich Bücher veröffentliche, die mir einfach gefallen, und noch mehr Imprints – hier z. B. »Zwischen den Stühlen«, gemeinsam mit Kai Beisswenger gemacht.

Aber der Fokus ist letztlich doch die Science-Fiction. Wenn ich mich für ein Projekt von drei oder fünf vorliegenden entscheiden muss, wird es jedenfalls ein SF-Projekt an erster Stelle sein.

(Und letzten Endes spielen auch die Autoren eine Rolle. Von einem Autor wie Ralph Alexander Neumüller [»Das Stoffuniversum«, »Das zweigeteilte All« – beides Preisgewinner] und Gabriele Behrend [zahlreiche Titel] würde ich einfach alles veröffentlichen. Gabriele ist eine begnadete Schriftstellerin, die für Herzen und

Hirne schreibt, und Ralph ist einfach ... hm ... genial. Aber das sind nur zwei Namen von vielen,)

Wie kam es zur Zusammenarbeit mit dem SFCD (Science Fiction Club Deutschland e.V.) bezüglich der SF-Reihe »AndroSF«, die in Deinem Verlag erscheint?

Irgendwann in den 2000ern wollte ich dann doch nicht nur Ikebana- und Hundebücher (da gab es insgesamt drei Titel) machen, sondern wirklich Science-Fiction verlegen. 2006 war ich Mitglied im SFCD-Vorstand und in einer Vorstandssitzung schlug ich die Idee vor, der SFCD möge SF-Bücher veröffentlichen und verlegen. Der damalige Kassierer sparte lieber Geld, statt sich im Sinne des Vereins auch finanziell zu engagieren, sodass ich mich entschloss, die Reihe »AndroSF« – den Namen entwickelten wir im SF-Netzwerk (scifinet.org) – selbst herauszubringen und dem SFCD zu widmen. Der SFCD ist nur in Bezug auf die Lieferungen von jeweils zwei Exemplaren für das SFCD-Archiv involviert, ansonsten gab es kein finanzielles Engagement des Vereins. Aber mit inzwischen mehr als zweihundert Ausgaben ist diese Reihe insgesamt einfach eine Hausnummer.

Und der SFCD muss sich wirklich nicht schämen, mich mit der Idee allein gelassen zu haben. Heute bin ich kein SFCD-Mitglied mehr, aber die Reihe ist nach wie vor »für den SFCD« gedacht und wird im Impressum auch so bezeichnet. Es ist kein wirksames Verkaufsargument, weder im SFCD noch außerhalb, aber es ist mir einfach ein Anliegen.

Was hat es mit dieser SF-Reihe auf sich?

Nun ja, sie präsentiert SF-Bücher. Nicht mehr und nicht weniger.

Als Imprints gibst Du unter anderem die Magazine »Nova« (Magazin für spekulative Literatur), »Daedalos« (Der Story-Reader für Phantastik) und »Reisswolf« (Das fantastische Rezensionsmagazin) in Deinem Verlag heraus, die vorher anscheinend woanders erschienen sind bzw. eigenständig waren. Wie kam es dazu?

Das sind drei Geschichten.

An NOVA kam ich auch durch Zufall. Der vorherige Verleger Jürgen Eglseer (Amrún Verlag) hatte kein Interesse mehr. Ich weiß nicht, warum und es interessiert mich auch nicht. Michael K. Iwoleit, damals noch Mastermind von NOVA, kam auf mich zu und fragte, ob ich übernehmen wollte. Ich wollte. Et voilà – NOVA 26 war die erste Ausgabe, inzwischen arbeiten wir an der Ausgabe 38. Und das wird noch weitergehen, denn NOVA ist auch unter finanziellen Gesichtspunkten eine interessante Geschichte. Für die theoretische Idee, das Engagement für NOVA aufzugeben, müsste man mich rechterdings steinigen :).

»daedalos« ist eine andere Story. Ich habe seit Langem Kontakt mit Ellen Norten, der Witwe von Hubert Katzmarz, der bis Anfang der 2000er mit unterschiedlicher Mannschaft den ersten »daedalos« veröffentlichte. Durchaus eine Erfolgsgeschichte. Hubert verließ dann diese Welt, der »daedalos« war auch Vergangenheit – bis 2022 die Idee aufkam und mit Ellen Norten und Andreas Fieberg entwickelt wurde, den »daedalos« wiederzubeleben. Leider waren die Verkaufszahlen bis zur Ausgabe 17 nicht zufriedenstellend, so-

dass die Herausgeber (Ellen, Andreas und Michael Siegener) entschieden, den »daedalos« einem anderen Verleger zu übergeben. Aber der Ausgabe 18 wird erst mal in der Edition Dunkelgestirn (dunkelgestirn.jimdo.free.com) erscheinen und ich würde mir wünschen, dass das dauerhaft so bleibt.

Achja, und der »REISSWOLF«. Das ist eigentlich ein Fanzine, ein Projekt, das zwar unter dem Label p.machinery läuft, aber aufgrund des Fanzinestatus keine Gewinne erwirtschaften muss. Es macht einfach Spaß, den »REISSWOLF« zu machen, es ist ein ganz anderes Gefühl, so eine Ausgabe zu layouten und zum Druck zu geben; ich kann es nicht mal konkret erklären. Den »REISSWOLF« kenne ich lange Zeit, ich hatte in den 80ern, als Ünver Hornung und Hans Tilp & Co. den »ersten« »REISSWOLF« machten – die klassischen Ausgaben gibt es weitgehend auf der Website www.reisswolf-magazin.de zum Download –, guten Kontakt mit den beiden.

Irgendwann in diesen Jahren kam dann ein ganz anderes Problem auf. Nachdem ich den SFCD verlassen hatte und auch die ANDROMEDA NACHRICHTEN nicht mehr deichselte, stellte sich für einige Rezensenten das Problem ein, dass die neue Redakteurin – die ansonsten einwandfreie Arbeit abgeliefert, da will ich hier hervorheben – Limits einführte, was sich vor allem für Rezensenten auswirkte, die sehr ausführlich zu besprechen pflegten. Und ich hatte die Idee, mit dem neuen »REISSWOLF« – der im Januar 2026 auch schon wieder die dreißigste Ausgabe präsentieren wird – eine Plattform für Rezensenten

quasi ohne Limit zu schaffen. Der »REISSWOLF« veröffentlicht Rezis zu SF, Fantasy, ggf. auch Horror, grundsätzlich zu allen fantastischen Themen; dazu gibt es auch Interviews mit für die Szene(n) relevanten Persönlichkeiten.

In welcher Form erscheinen die Magazine? Nur als Print-Ausgabe?

Die Bücher erscheinen als Printversionen und als E-Books. Dazu gehören auch alle Imprints. Nur der »REISSWOLF« erscheint vorrangig zum Download und zusätzlich – für die Papierfans ☑ – auch gedruckt.

Wie ich auf der Seite von »Reisswolf« entnehmen konnte, suchst Du für dieses Magazin Rezensionen. Kann da jeder mitmachen und Rezension einsenden?

Ja, jeder kann mitmachen. Es muss sich halt um Rezensionen zu fantastischen Titeln (SF, Fantasy, Horror, Fantastik) handeln, Was zu beachten ist, kann man unter reisswolf-magazin.de/formalien nachlesen. Und die besprochenen Bücher müssen nicht hyperaktuell sein; auch Klassiker sind gern genommen. Dazu werde ich gerne immer wieder Specials zu Comics, SF-Filmen usw. präsentieren, wenn sich die Zahl der einschlägigen Rezensionen lohnt.

Erscheinen darin nur Rezensionen zu neuen Veröffentlichungen oder werden auch Rezensionen zu älteren Büchern, Romanen, Hörbüchern etc. angenommen?

Siehe vorher. Es muss nicht aktuell sein, auch ein Blick nach hinten soll sich lohnen. Immerhin stellt sich immer wieder auch mal die Frage, ob man sich mit einem älteren Titel beschäftigen sollte, der einem namentlich unter die Augen ge-

kommen ist – da kann dann eine Besprechung durchaus hilfreich sein.

Hörbücher gehören dann mit in die Rubriken zu Comics und Filmen, die ich zuvor erwähnte; da möchte ich gerne Specials generieren, dich sich eben z. B. mit Hörbüchern generell beschäftigen.

Wie schaut es bei »Nova« und »Daedalus« aus? Wird für diese beiden Magazine auch noch Material (Kurzgeschichten, etc.) gesucht?

Ja, NOVA sucht immer Material. Manchmal gibt es Themenausgaben, derzeit aber eher nicht. Wichtig sind die richtigen Kontakte, die man unter www.pmachinery.de/imprints/nova-magazin-fuer-spekulativeliteratur/impressum-2 herausfinden kann. Wichtig ist das auch, weil ich zwar Verleger bin, aber keinerlei Entscheidungen bezüglich der Inhalte treffe.

Und »daedalus« ist halt nicht mehr mein Ding; siehe oben.

Wo liegt der Fokus bei diesen beiden Magazinen. Phantastik im Allgemeinen oder nur SF?

Ja, NOVA ist SF. Punkt. Und zum »daedalus« kann ich immerhin noch vermerken, dass es da um Fantastik im Allgemeinen geht. Aber das entscheiden letztlich natürlich immer die drei Herausgeber und ihr neuer Verleger.

Wird es im Jahr 2026 auch wieder Ausschreibungen beim Verlag p.machinery geben?

Mal schauen. Wenn mir entsprechende Ideen unterkommen. Es gibt allerdings auch Anthologien, die von dann zukünftigen Herausgebern gemanaged und mir dann als Komplettpaket angeboten werden. Aktuell kommt das eine Anthologie

namens »Diesseits ferner Sterne«, herausgegeben von Achim Stöber und Stefan Junghanns, sowie »Anderswo«, eine Anthologie von Jörg Weigand.

Wenn ich schöne und interessante Ideen erfahre, mache ich auch eigene Ausschreibungen. Wie es sich halt ergibt. Aktuell liegt aber meinerseits nichts an. Was sich morgen schon ändern kann:).

Ingo Löchel. Welche Buch-Projekte sind für die Zukunft in Deinem Verlag geplant?

Das ist schwierig zu beantworten, wenn es um konkrete Informationen geht. Es stehen diverse AndroSF-Bände an, es kommt etwas »Außer der Reihe« und auch »Zwischen den Stühlen« wird sich 2026 einiges ereignen.

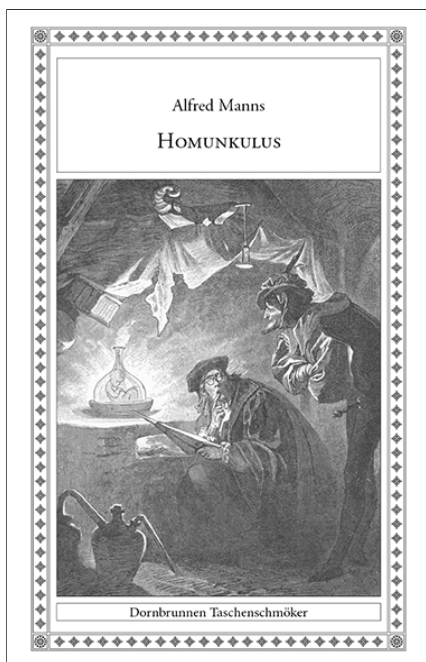
Wenn es um bekannte Namen geht: Rainer Erler ist dabei, Monika Niehaus, Thomas Franke, Robert Hector, Adrian Urban und viele, viele mehr.

Michael, vielen Dank für die Beantwortung der Fragen.

Gerne. Danke, dass ich antworten durfte ☺.

Das Interview erschien erstmals am 18. Januar 2026 auf der Seite des Black Stone Magazine: <https://blackbookmagazine.blogspot.com/2026/01/ein-interview-mit-dem-verleger-und-herausgeber-michael-haitel.html>

Bücher & Bücher



Alfred Manns

HOMUNKULUS

Verlag Dornbrunnen, März 2026, 138 Seiten, ISBN 978 3 943275 88 9

Fünfzehn Geschichten zwischen 1911 und 1926 entstanden – also in fünfzehn Jahren – stellen das bislang bekannte fantastische Werk Alfred Manns dar, der zu Lebzeiten mehr als vierhundert Geschichten und vier Romane verfasste. In seiner Zeit bekannt und inzwischen vergessen ist der in Bremen ansässige Manns vor allem durch seine auch in den USA für die deutschen Auswanderer nachgedruckten Bau-

erngeschichten, bei denen der Roman »Der Warphof und das Sumpfmoor« nicht zuletzt durch die nationalsozialistische Förderung des Bauernromans vielleicht kommerzielle Alfred Manns erfolgreichste Arbeit gewesen ist. Auch wenn Alfred Manns relativ früh Mitglied der nationalsozialistischen Partei Deutschlands geworden ist, fiel er nicht durch Antisemitismus oder Propaganda auf. 1934 ist Alfred Manns mit siebenundfünfzig Jahren gestorben, sodass er vielleicht auch nicht mehr in die Versuchung gekommen ist, den braunen Herren zu Gefallen sein müssen.

Die fünfzehn hier gesammelten fantastischen Geschichten decken ein ausgesprochen breites Spektrum von der klassisch technischen Science-Fiction bis in den Bereich der Fantastik ab. Lars Dangel macht deutlich, dass bei Alfred Manns zwischen den teilweise originellen Ideen und der ein wenig zu oberflächlichen, der Kürze der Zeitungsveröffentlichungen geschuldeten Struktur der Geschichten eine deutliche Diskrepanz liegt. Nicht nur hinsichtlich seines Gesamtwerkes, sondern auch den utopischen Texten gehört Alfred Manns zu den zahlreichen Autoren, die von der Zeit vergessen in der Edition Dornbrunnen und dank Lars Dangels umfangreicher Recherche wieder entdeckt werden können. Auch wenn bei Alfred Manns literarischer Anspruch und inhaltliche Wirklichkeit ein wenig auseinanderklaffen.

Die früheste Geschichte »Jim Butlers Weitflug« stammt aus dem Jahre 1911. Sie wirkt mit dem amerikanischen Flugpionier, seiner attraktiven zukünftigen Frau

und dem indischen Brahmanen wie eine seltsame Mischung aus fantastischen Abenteuerstoffen und technischen Ideen, die allerdings im direkten Vergleich mit dem technischen Fortschritt noch ein wenig anachronistisch erscheinen. Das »schwache« Ende wird Alfred Manns noch in einigen anderen Texten verwenden. Lars Dangel merkt richtigerweise an, dass Leo am Bruhl gute fünfzehn bis knappe zwanzig Jahre später auch immer wieder auf diese antiquierte fantastische Idee zurückgreifen sollte, die ein bekanntes wie mechanisches Mittel zum Zweck gewesen ist, Autoren aus der literarischen Klemme zu retten, in welche sie sich reingeschrieben haben. Wie bei einigen anderen Texten dieser Sammlung wirken die Ideen zu komprimiert, die Charaktere zu hölzern und die ablaufende Handlung ein spannungstechnisch zu wenig dramatisch entwickelt.

Es ist die erste von zahlreichen Geschichten, die sich mit dem Fliegen auseinandersetzen. In »Der Höhenrekord« faselt der Pilot nach Beginn des Fluges von einer wundersamen Begegnung im Amazonas, einem besonderen unirdisch wirkenden Volk. Das Ende kommt nicht nur bei dieser Geschichte sehr abrupt und wirkt ein wenig aus dem Zusammenhang gerissen, denn der Pilot hätte ja nicht zum Amazonas, sondern gen Himmel aufbrechen können.

In einer dritten Geschichte »Der neue Aeroplan« geht es um einen weiteren roten Faden, der sich durch einige der Texte zieht. Eine bedeutsame Erfindung. Ein junger Mann hält um die Tochter eines Millinärs an, der diesen Habenichtsbüß ab-

weist. Also beginnt er an einem spektakulären neuen Flugzeug – die Natur dient mit der Libelle nicht nur in dieser Story, sondern auch bei »Jim Butlers Weitflug« als Vorbild – zu arbeiten und kauft den entsprechenden Grund. Der Untertitel der eher humorvoll angelegten Story lautet »Eine amerikanische Erfinder-Geschichte« und passt auch gut zur stringent verlaufenden Handlung. Am Ende zeigt der junge Mann seinem Schwiegervater in spe, wie Geschäfte gehen. Das wirkt alles ein wenig kompliziert, da die dahinter stehenden Grundstücksgeschäfte mir marginal mit der eigentlichen Erfindung im Zusammenhang stehen. Kritisch gesprochen enthält die Story keine fantastischen Elemente, sondern zeigt auf, wie Geschäfte der Amerikaner damals wie leider auch heute funktionieren. In diese Thematik reiht sich auch »Die Erfindung« ein. Ein Mann verkündet der ganzen Welt, dass er eine besondere Technik erfunden hat, die militärisch nutzbar ist. Zwei Industriekonglomerate wollen ihm seine Idee aus unterschiedlichen Gründen abkaufen. Klar wird, dass sie im Giftschränk verschwinden soll. Die Pointe folgt der in »Der neue Aeroplan« entwickelten Tradition, dass der Glaube wichtiger ist als die Fakten. In »Die Erfindung« zeigt sich auch eine erstaunlich antipreußische Tendenz, denn Alfred Manns sieht das Kaiserreich als potenziellen Kriegstreiber.

Kritisch gesprochen enthält auch die längste Story der Sammlung »Im Eise« keine fantastischen Elemente. Die Idee eines bedingten Frühwarnsystems gegen Unterwassereis lässt sich in diese Kategorie einordnen. Dann kommt die Gefahr

eben quasi von »oben«. Ein junger Millionär und seine Frau halten sich auf der eigenen Jacht in Europa auf, als sie ein Telegramm erhalten. Ihr Sohn ist schwer erkrankt und hat nur noch wenige Tage zu leben. Die Nordroute – spätestens seit dem Untergang der »Titanic« fünf Jahre vor Publikation dieser Geschichte in aller Munde – eignet sich, auch wenn die Jacht nur eine neue Schraube aus minderwertigem Material hat. Der Leser ahnt den Ablauf der Geschichte, wobei Alfred Manns am Ende in doppelter Hinsicht auf ein Happy End zusteuert. Trotzdem liest sich die Geschichte ungeheuer spannend. Der junge Millionär vertraut sich nur dem erfahrenen Kapitän an, seiner Frau verschweigt er die Lebensgefahr des Sohnes. Die Herausforderungen der Fahrt, die Begegnung mit den gigantischen Eisbergen und schließlich die Rettung in letzter Sekunde sind dramatisch niedergeschrieben worden und packen die Leser. Das Ende ist vielleicht zu pragmatisch. Aber diese Schwäche durchzieht fast alle der hier gesammelten Texte, als wenn Alfred Manns seine Plots im Vorwege zwar konzipierte, aber wenig Rücksicht auf den vorhandenen Platz in den Zeitungen gelegt hat. Trotzdem ist »Im Eise« fast dreimal so lange wie die anderen hier gesammelten Geschichten, sodass der Autor die grundlegende Handlung mit der Fahrt durch das sich nach Süden schiebende Eis zufriedenstellend abschließen kann.

Auch »Der Höhlenfund« reiht sich in die kleine Auswahl von semifantastischen Geschichten ein. Eine Expedition wird durch das einbrechende unwirtliche Wetter eingeschlossen. Die Lebensmittel sind

knapp, die eisige Kälte droht den Männern einen grausamen Tod an. In einer Höhle findet der junge Leiter der Expedition nicht nur die Reste eines Höhlenmenschen, sondern sensationell sein altes Holzboot. Der Leiter muss sich entscheiden, was wichtiger ist. Wissenschaftlicher Ruhm oder das Überleben. Der Plot ist deutlich stringenter als »Im Eise«, aber Alfred Manns erweist sich in diesen beiden Geschichten als überdurchschnittlicher Erzähler, welche die Auswirkungen der ungebändigten Natur – in beiden Fällen Eis und Schnee – auf die Menschen eindrucksvoll beschreibt. Das Ende ist auch in sich deutlich geschlossener, erst muss eine Entscheidung gefällt werden, bevor die finalen Ereignisse dann quasi im Off abrollen.

Zurück zur chronologischen Reihenfolge, in welcher Lars Dangel die Geschichte für »Homunkulus« angeordnet hat.

Ein Jahr nach »Jim Butlers Weiflug« veröffentlichte Alfred Manns 1912 ein weiteres Kuriosum. »Der Krieg von 1950« beschreibt den Angriff der überlegenen britischen Flotte auf Helgoland, später Schleswig-Holstein. Obwohl das Deutsche Reich verteidigungstechnisch den Briten sehr viel entgegenhalten könnte, rührt sich im Grunde nichts. Nur das bei Hannover gelegene Steinhuder Meer wird wie wild verteidigt. Hier scheint das Deutsche Reich an einer perfekten Geheimwaffe zu arbeiten, deren Drohung im Schulterchluss mit der plötzlich aufziehenden deutschen Armee das Blut in den Adern der Briten erstarren lässt. Für den Vorabend des Ersten Weltkriegs und die Feindlichkeit der Deutschen dem ewigen

Rivalen Großbritannien gegenüber ein klassisches, auch klischeehaftes Szenario, wie Franz Rottensteiner in seiner im Verlag Dieter von Reeken veröffentlichten Studie zu Kriegsutopien festgestellt hat. Auch Robert Kraft griff gerne auf dieses antibritische Szenario zurück. Es ist das auf den ersten Blick verblüffende wie leider wieder konstruierte Ende, das Alfred Manns Story aus der Masse vergleichbarer Texte heraushebt. Der Epilog ist nicht nur Großbritannien gegenüber fair, einer der beiden Protagonisten offenbart sogar, dass ein solcher Plot ungläubwürdig ist. Keine zwei Jahre später sollte die Realität dieser ironischen Geschichte den Boden unter den Füßen wegziehen, wobei allerdings der unprovokierte Angriff der britischen Armee auf das Deutsche Reich aus »Der Krieg von 1950« sich nicht wiederholte.

Die Titelgeschichte »Homunkulus« gehört zu den besten Storys dieser Sammlung. Weniger aufgrund des pragmatischen, den Inhalt auf den Kopf stellenden Endes, sondern weil der Erfinder einen neuen zukünftigen Menschen erschaffen hat. In der Tradition Frankensteins hat er Gott gespielt, aber das vorlaute »Ergebnis« entspricht nicht seinen Erwartungen. Er weiß alles, er kann alles und vor allem will er einiges nachholen, was »junge Menschen« – immerhin ist er ja Jahrmillionen Jünger als sein Schöpfer – so bedürfen: sich amüsieren. Die Dialoge sind pointiert, die Ausgangssituation dieser Groteske – den Untertitel hat Alfred Manns »Homunkulus« verliehen – dem Leser vertraut und doch irgendwie verzerrt und das vor dem Epilog stehende

Ende für das Subgenre des Gottspieles ungewöhnlich sowie zumindest aus der Perspektive der Kreatur zutiefst menschlich.

Auch »Glycerin – Heliumsäure« ist von der Ausgangsbasis her eine interessante Variation bekannter Themen. Ein Erfinder entwickelt aus dem Drüseninhalt des Opossums eine besondere Säure, die er quasi durch den Äther schickt und die Menschen zwingt, die Wahrheit zu sagen. Natürlich bricht Chaos aus. Die Abfolge dieser Entwicklung beginnend mit dem Milchmann wirkt fast wie eine Farce. Das Ende der Geschichte ist dann wieder hektisch, wirkt aus dem Nichts heraus konstruiert. Zumindest greift Alfred Manns nicht auf die Traum- oder Schlafkomponenten zurück, sondern die Wurzel allen Übels wird eher zufällig als geplant ausgerissen, sodass diese Welle der Wahrheit und damit das brutale Chaos, was manche Äußerungen auslösen, wieder abebbt.

»Um Mitternacht« ist eine seltsame Geschichte. Auf der einen Seite liegt ein Mann im Sterben; die Ärzte haben ihn fast aufgegeben, nur sein Freund will natürlich um Mitternacht einen letzten Versuch machen, ihn zu retten. Auf der anderen Handlungsebene gibt es einen unerschrockenen Forscher, der gegen alle Wahrscheinlichkeiten bislang über zwanzig Unfälle überlebt hat und sich bester Gesundheit erfreut. Zu Hause angekommen legt er sich schlafen. Wie die beiden Handlungsebenen zusammenhängen, wird nicht klar herausgearbeitet. Die Miniatur wirkt auch eher wie eine Impression; zwei grob miteinander verbundene Gedanken, welche die Zufälligkeiten des Lebens aus-

drücken sollen. Auch »Hemmungen« wirkt bizarr. Ein Anatomiestudent, der sich die Leiche eines Mörders organisiert hat, teilt sich eine kleine Wohnung anscheinend mit einem Psychopathen. Das Szenario wird immer surrealistischer, der Leser kann nicht wirklich unterscheiden, ob es sich um dunkle Visionen oder brutale Realitäten handelt, bis Alfred Manns dieses Mal sehr leichtherzig das fragmentarisch entwickelte Szenario auf seine bekannte, aber auch irgendwie markante Art und Weise auflöst.

Am weitesten in der Zukunft und doch irgendwie ganz nahe spielt »Im Jahre 3000«. Die Menschheit ist unsterblich. Die Medizin hat es möglich gemacht. Um die Überbevölkerung zu beseitigen, wählt ein Mann zufällig Menschen aus, die durch eine Pille sterben müssen. Der regierende Herrscher bestätigt nur deren Todesurteil. Emotionen dürfen keine Rolle spielen. Als die Frau des Herrschers auf der Liste steht, gerät er in Zweifel. Dann schließt Alfred Manns aus dem Nichts den Kreislauf und kehrt zu einer Studie zurück, welche der Herrscher zu Beginn der Geschichte gelesen hat. Das wirkt ein wenig unbeholfen, zumal »Im Jahre 3000« die meisten utopischen Ideen ohne in die Details zu gehen präsentiert. Die moralische Frage hinsichtlich der Notwendigkeit, aktiv gegen die Überbevölkerung vorzugehen, wird diskutiert, wobei ein wichtiger Aspekt – wäre es nicht sinnvoller, die vorhandenen Menschen unfruchtbar zu machen und somit die Bevölkerung stabil zu halten? – nur in Ansätzen diskutiert wird. Dafür reicht der stark komprimierte und auf das moralische Drama reduzierte Text nicht aus, aus

deren Auflösung sich Alfred Manns zum wiederholten in den ideentechnisch guten Science-Fiction-Geschichte förmlich heraus stiehlt. Auch »Das Riesenfernrohr« spielt in einer fernen »Zukunft«. Die Menschheit lebt seit mehr als einhundert Jahren friedlich als Einheit, bestimmt allerdings vom sechsten Planeten. Gönner haben die Gelder für ein neues Riesenfernrohr gegeben, mit dem der Planet Mars ganz nahe herangeholt werden kann. Gerd soll der erste Mensch sein, der durch das neue Riesenfernrohr den Roten Planeten beobachten kann, wobei er eine erstaunliche Entdeckung macht. Wie bei »Im Jahre 3000« ist das Ausgangsszenario gut entwickelt, die Details sind für die Science-Fiction bzw. utopischen Geschichten dieser Zeit erstaunlich vielschichtig und viel interessanter als die finale Auflösung des Plots. Wieder folgt eine Art Bogenschlag aus dem Nichts heraus, der auf einer positiven Note endet, aber zu abrupt und vor allem auch zu unvorbereitet wirkt, sodass die guten Ideen im wahrsten Sinne des Wortes sich im literarischen Nichts auflösen.

»Das letzte Gesicht« ist hinsichtlich der Komposition, der Struktur und vor allem des fatalistischen Untertons die beste dieser Geschichten. Hier erkennt der Leser, warum Alfred Manns auf dem Lande spielenden Storys für eine kurze Zeit so populär gewesen sind. In einem kleinen Dorf lebt am Rande ein Mann mit einem zweiten Gesicht. Der Ich-Erzähler besucht die kleine Gemeinde, um seinen Roman fertigzustellen. Dabei wird ihm von diesem besonderen Mann erzählt. Anschließend öffnet sich der kurze Bogen in die

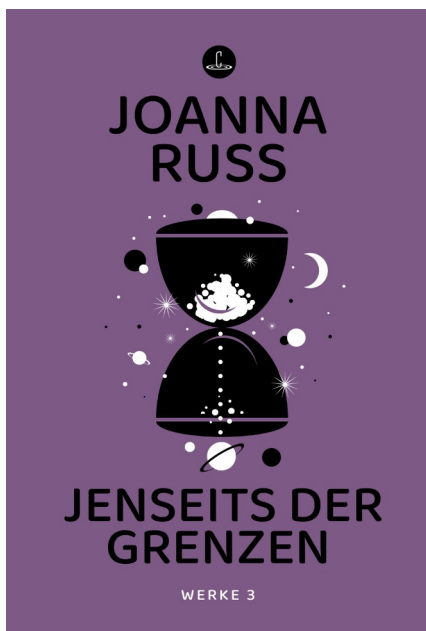
Vergangenheit. Die Abfolge der Ereignisse spielt in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und beginnt mit der Prophezeiung, dass der Landgraf nicht mehr zu den Seinen zurückkehren wird. Der abendliche Spaziergang zeigt seine volle Bedeutung erst im passenden Epilog. Keine Hektik, keine literarischen Tricks, sondern eine konsequente rote Linie zeichnen diese Geschichte aus. Hinzu kommt die stimmige historische Atmosphäre. Die Seherfähigkeit des alten Mannes wird nicht infrage gestellt, sie ist integraler Bestandteil dieser Geschichte und damit ein effektiv genutztes fantastisches Element.

Die belebte Natur spielte in vielen fantastischen Geschichten dieser Zeit eine wichtige Rolle. In der letzten Story dieser Sammlung hat Alfred Manns mit »Der neue Staat« einige Themen von Verantwortung und soziale Einordnung auf einen Ameisenstaat übertragen. Die zukünftige Königin will ihrem Schicksal entkommen, muss aber die Tragik ihrer Entscheidungen akzeptieren. Anschließend zurück im Ameisenbau ordnet sie sich bedingt unter, wird aber in dieser kurzen intensiven Geschichte auch mehrmals »geprüft«. Ob Alfred Manns den Text als Allegorie auf das Staatswesen angesehen hat, lässt sich nicht klar erkennen. Seine zukünftige Ameisenkönigin verhält sich in dieser Hinsicht zu ambivalent und die finalen Herausforderungen, den ganzen Staat betreffend, sind keine besonderen Hürden, sondern liegen im evolutionären Zyklus begründet. Der anfängliche Ausbruch mit dem Geliebten; der Versuch, auf den Flügeln der drangvollen Enge unter der Erde zu entkommen wirken in dieser Hinsicht

überzeugender. Aber »Der neue Staat« unterstreicht die Bandbreite, die Alfred Manns nicht immer zufriedenstellend entwickelten Geschichten abdecken.

»Homunkulus« ist natürlich ein weiterer Band, der hinsichtlich der fantastischen Literatur eine Lücke schließt. Alfred Manns ist wie andere Schriftsteller aus der Zeit vor Ende des Zweiten Weltkriegs inzwischen nicht nur hinsichtlich seines fantastischen Werkes, sondern seiner ganzen Arbeiten in Vergessenheit geraten. Im direkten Vergleich zu einigen anderen in dieser Reihe vorgestellten Autoren wie Kurt Münzer ist Alfred Manns eher ein intelligenter und ideenreicher Arbeiter des Wortes gewesen. Sein Werk ist thematisch von einigen hier gesammelten eher abenteuerlichen Geschichten über mysteriöse Ereignisse oder die beseelte Natur hin zu in ferner Zukunft spielenden, aber die Gegenwart reflektierenden Arbeiten sehr breit. Auffallend ist allerdings, dass Alfred Manns sich hinsichtlich der Enden seiner Geschichten auf einige literarische Klischees und wenige Kniffe beruft, die in dieser Geballtheit den Leser auch ein wenig frustrieren. Lars Dangel weist in seinem ausführlichen und informativen Vorwort darauf hin, dass zum Beispiel auch andere Zeitungsautoren wie Leo am Bruhl, aber auch Kurd Laßwitz selten, aber in spürbarem Maße auf diesen leichten Ausweg hinsichtlich ihrer Plots zurückgegriffen haben. Bei dem hier gesammelten fantastischen Werk Alfred Manns ist das vielleicht ein wenig zu oft der Fall, obwohl der Autor in Arbeiten wie »Das letzte Gesicht« bewiesen hat, dass er starke Pointen setzen kann.

Unabhängig von dieser Schwäche behandeln einige der hier gesammelten Geschichten wie »Im Jahr 3000« oder »Homunkulus« originelle Varianten bekannter Science-Fiction-Sujets, während die beiden überwiegend abenteuerlichen Stoffe »Im Eise« und »Der Höhlenfund« auch stilistisch ausgesprochen gut unterhalten.
(Thomas Harbach)



Joanna Russ

JENSEITS DER GRENZEN

Carcosa Verlag, Januar 2026, 340 Seiten,
ISBN3-48-910914-3-978

Mit dem dritten Band der Werkausgabe schließt der Carcosa Verlag seine Joanna-Russ-Reihe ab. Neben Kolumnen mit Buchkritiken, einem für Joanna Russ so

typisch kritischen wie provozierenden Artikel hinsichtlich der sexuellen Rolle der Frau in modernen Zeiten finden sich mit »Seelen« und »Körper« zwei aussagekräftige und prämierte Kurzgeschichten in diesem Band. Das Kernstück ist die neue Übersetzung ihres existenziellen Romans »Die Todgeweihten«. Der Roman erschien 1984 im Medea Verlag unter dem Titel »Wir, die wir geweiht sind ...« Im Original hat Joanna Russ ihre Geschichte mit »We Who Are About To ...« betitelt, der Leser kann sich den entsprechenden Teil denken. Daher wirken beide deutschen Titel ein wenig unscharf, wobei der Carcosa Verlag mit »Die Todgeweihten« klar Joanna Russ realistisch dunkle Stimmung unterstreicht. Das All ist einfach zu groß für Happy Ends in letzter Sekunde. Die unausgesprochene Anspielung bezieht sich auf die Gladiatoren, welche mit dieser Formel vor ihren Kämpfen die römischen Kaiser grüßten. Es passt zu Joanna Russ nicht immer subtilen Humor, dass es dieses Mal aktiv vor allem auf eine Frau zutrifft.

Schon in ihrem zweiten längeren Text »And Chaos Died« hat Joanna Russ mit der Idee gespielt, dass ein Unfall mit einem Raumschiff dazu führt, dass die beiden Überlebenden sich auf einer fremden Welt wiederfinden. Die Grundidee dieser jeweiligen Robinsonaden ist gleich – in »Die Todgeweihten« sind es fünf Menschen, die allerdings auf einem anscheinend unbesiedelten Planeten stranden –, doch die Ausführung könnte nicht unterschiedlicher sein. In »And Chaos Died« nutzt Joanna Russ das Ausgangsszenario, um unterschiedliche soziale wie kulturelle Modelle durchspielen. Im vorliegenden

Roman setzt sich die Autorin eher mit der Gruppendynamik unter extremen Druck auseinander. Daher wirkt »Die Todgeweihten« eher wie ein nihilistisches Kammerstück vor einer allerdings idyllischen Kulisse. Weniger aufklärend oder mahnend, sondern vor allem entlarvend.

Der Roman erschien in den ersten beiden 1976er-Ausgaben des »Galaxy Magazins«. Knappe eineinhalb Jahre später veröffentlichte Dell eine Taschenbuchausgabe.

Das Buch ist ausschließlich aus der subjektiven Perspektive der namenlosen Erzählerin im klassischen Sinne des Wortes verfasst worden. Sie spricht anfänglich mehr mit den potenziellen wie unbekanntem Zuhörern, die ihre Audioaufzeichnungen finden. Im Laufe der Zeit richtet sich ihr Fokus mehr auf die eigene Persönlichkeit. Aus den Dialogen werden absichtlich innere Monologe, wobei es dem Leser manchmal schwerfällt, den nicht zuletzt durch die Entbehrungen immer unzusammenhängender werdenden Gedanken wirklich zu folgen.

Eine Gruppe von acht sehr unterschiedlichen Menschen ohne technische Fähigkeiten – ein Thema, das immer wieder aufgegriffen wird – und eher mit rudimentären technischen Gerätschaften – ironischerweise heißt das einzige funktionierende Fluggerät Hexenbesen und Joanna Russ spielt gerne mit diesem Klischee, in dem nur Frauen auf dem Hexenbesen durch die Atmosphäre der fremden Welt reiten – sind auf dem einsamen Planeten mit einer atembaren Atmosphäre gestrandet. Irgendwo im Nichts ohne die Möglichkeit, auf ihr Schicksal aufmerksam zu ma-

chen. Zu Beginn charakterisiert Joanna Russ die in erster Linie reagierenden Personen durch die subjektive, nicht immer wirklich faire Erzählerbrille der Chronisten. Das führt zu einigen Verwerfungen, Verzerrungen. Im Laufe der Handlung ist es daher schwer erkennbar, ob es Joanna Russ ist, welche die Protagonisten hinsichtlich ihrer Beschreibungen an den Rand der Parodie überdefiniert oder die Autorin diese Aufgabe der unzuverlässigen Erzählerin übertragen hat.

Anfänglich versuchen die Männer und Frauen – es gibt drei Männer, ein junges Mädchen und eben die Erzählerin – ihre Umgebung zu erkunden und kleinere Gebäude als Schutz aufzustellen. Alles Wasser muss gefiltert werden, wobei die Vorräte zur Neige gehen. Auch eine in der Nähe gefundene Quelle ist eher eine Herausforderung.

Je länger sich die Menschen auf dem Planeten aufhalten, desto größer werden ihre intellektuellen Unterschiede. Die Männer wollen wie die Gründerväter der USA eine Kolonie errichten und sich möglichst schnell fortpflanzen. Die Erzählerin als Frau im gebärfähigen Alter – Joanna Russ macht nicht deutlich, ob sie heterosexuell ist – sieht die Chancen dieser Kolonie als verschwindend gering an und glaubt nicht an die Möglichkeit, dass ein langfristiges Überleben möglich ist.

Die Spannungen führen schließlich zu einem Vergewaltigungsversuch. Die Erzählerin wehrt sich und flieht nach ihrer Tat in die Einsamkeit.

Als der Roman 1976 erschienen ist, spaltete sich wie bei vielen von Joanna Russ' Veröffentlichungen die Kritikerge-

meinde deutlich auf. Viele Mitautoren wie Algis Budrys – ausgerechnet in »The Magazine of Fantasy & Science Fiction«, in dem Joanna Russ ihre besten Arbeiten veröffentlichte – schrieb Budrys einen Verriss, da Joanna Russ absichtlich alle etablierten Regeln des Genres unterlief. So akzeptierte Budrys auch nicht die Selbstverteidigungsthese und machte deutlich, dass die Geschichte aus der Perspektive einer Kriminellen erzählt worden ist. Erst im Laufe der Jahre verschob sich der Fokus der Kritik auf die sozialen Inhalte, welche Joanna Russ vor allen in den Rückblicken der Protagonistin auf ihr eigenes Leben vor dem Absturz integrierte. Und diese Aspekte lassen sich sehr gute von ihrer futuristisch nihilistischen Robinsonade auf die unterkühlte soziale Gegenwart der Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts und die Trump-Hetze gegen Minderheiten im 21. Jahrhundert übertragen.

So macht Joanna Russ deutlich, dass insbesondere für Frauen nicht der Sinn des Lebens darin besteht, unter allen Umständen Kinder zu bekommen und für den Fortbestand der Rasse zu sorgen, die sich in dem Mikrokosmos der kleinen Gemeinschaft sowieso in ein Gefängnis manövriert hat, aus dem es jeglicher Logik folgend kein Entkommen ist. Diese Tatsachen etabliert die Autorin in den ersten Gesprächen der Überlebenden. So befinden sie sich auf einem bekannten, aber nicht erforschten Planeten. Auf einer der zahlreichen Welten abseits der Raumschiffrouuten. Es wäre ein unglaublicher Zufall, wenn erstens der Planet gefunden und zweitens die über keine Möglichkeiten der Kommunikation verfü-

genden Menschen entdeckt werden würden. Punkte, welche ausgerechnet eine Frau dem starken Geschlecht förmlich ins Gesicht schleudern muss.

Im Laufe der Jahre kamen einige Vergleiche zu Goldings »Herr der Fliegen« auf. Aber wie »Robinson Crusoe« ist dieser Vergleich falsch. Es gibt in der kleinen Gruppe keine sozialen Strukturen und auch kein darwinistisches Prinzip. Keine Herrschaft eines Anführers, auch wenn Joanna Russ in Bezug auf einen der männlichen Protagonisten ausgesprochen viel Freude hat, mit den Klischees zu spielen. Die Gewalt in Form einer Vergewaltigung kommt aus dem Nichts; die Gewalt endet auch in Form der angesprochenen exzessiven Selbstverteidigung im Nichts. Es sind nur wenige Seiten, in denen die fragile Ordnung endgültig zusammenbricht und der emotional philosophische Teil der Geschichte mit einem langen Todesmarsch beginnt. Wobei sich die Protagonistin nicht mehr wirklich bewegt und sich mittels einer Höhle in ihr Inneres zurückzieht. Diese Symbolik zieht sich durch den ganzen Roman, wobei Joanna Russ sich nicht nur mit der Idee der Verpflichtung zum Gebären, sondern auch den inneren Gefühlen der Mütter im Allgemeinen und ihrer emotional verunsicherten Protagonistin im Besonderen auseinandersetzt. Am Ende gipfelt das ganze Szenario in der angesprochenen Höhle mit einem kleinen Kriechgang, dem Eileiter vergleichbar. Nur ist die »Geburt«, das »Auftauchen« aus der Höhle gleichzusetzen mit dem Tod.

Joanna Russ macht aber auch keine Gefangenen. Ihre beste Science-Fiction transportierte gegenwärtige geschlechter-

spezifische Konflikte zwar in die Zukunft oder in das All, aber der Mensch nimmt sich immer mit.

So steht die Protagonistin mit ihrem Wunsch nach körperlicher Selbstbestimmung alleine da. Aber dieser Wunsch ist auch gleichzeitig das Ende der kleinen Gruppe von Menschen. Nicht unmittelbar, aber folgerichtig. Die Erzählerin ist in diesem Augenblick die einzige Frau im gebärfähigen Alter. Die andere Frau ist noch ein Mädchen, zu jung, um Mutter zu werden. Zumindest dieser Mantel der Zivilisation ist noch nicht abgefallen.

Auf der anderen Seite steht der »Wunsch« der Männer nach Nachkommen, einer Zukunft auch unter schwierigen Bedingungen. Wie auf der Erde entscheiden es die Männer und die Frauen müssen sich unterordnen. Joanna Russ diskutiert allerdings an keiner Stelle die Möglichkeit einer demokratischen Abstimmung, bei der die Frau überstimmt wird. Das passt aber nicht zu einer sozialkritischen Geschichte, in welcher die geschlechtlichen Konflikte auf die Spitze getrieben sollen, um gegenwärtige Missverhältnisse publik zu machen.

Auch wenn eine demokratische Diskussion nicht stattfindet und Joanna Russ ein wenig mit den Klischees – so verbraucht der Adonis in der Gruppe das wertvolle Wasser für ein Bad, weil er naiv glaubt, ein Fluss in den Bergen ist ungeprüft ausreichend für die Zukunft – gibt es kein klassisches Gut oder Böse. Der Leser kann nach dem ersten Drittel der Geschichte beide Positionen nachvollziehen, tendiert aber zur fatalistischen Ansicht der Protagonisten, dass nicht zuletzt aufgrund des

geringen Genpools die Überlebenschancen der Kolonie im Promillebereich anzusiedeln sind und sich der ganze Aufwand deswegen auch nicht lohnt. Quod erat demonstrandum.

Gewalt ist keine Lösung und führt bei Joanna Russ zu einer entsprechenden Gegenreaktion. Eine Zeit lang ist sich der Leser unsicher, ob die Erzählerin wirklich derartig drastische Maßnahmen ergriffen hat oder ob es sich um eine Art Traum handelt.

Aus heutiger Sicht ist aber ein Vergleich zwischen ihrem nihilistischen Werk und Andy Weirs so optimistischer Robinsonade »Der Marsianer« interessant. Der Marsianer hat deutlich schlechtere Voraussetzungen, auch wenn die Rettung von der Erde relativ »nah« sein könnte. Keine Luft zum Atmen. Mit Energie und Einfallsreichtum erschafft er sein Refugium. Joanna Russ' Protagonistin lebt dagegen auf einer Welt, die ihr in karger Einfachheit ausreichend Sauerstoff, Wasser und Lebensmittel beschert, um bis zum natürlichen Tod zu überleben.

Während »Der Marsianer« im Grunde in einem hohen Tempo von der Katastrophe nach vorne strebt, bleiben Joanna Russ Protagonisten in ihrem Pessimismus gefangen. Drogen scheint es auf dem Planeten noch ausreichend zu geben, sodass nicht alle Aussagen der Erzählerin wirklich für ernst genommen werden. Aber die Diskussion um die Überlebensfragen nicht des nächsten Tages, sondern der noch zu zeugenden nächsten Generationen sorgt für das Problem, dass weder die klassische Erkundung einer fremden Welt stattfindet noch eine wirkliche Überlebens-

strategie entwickelt wird. Ganz bewusst verweigert sich Joanna Russ im Bemühen, die Geschichte neu oder besser anders zu erzählen, allen Konventionen und landet schließlich im gleichen »Gefängnis« wie ihre Protagonistin. Das bisherige Leben beginnt zu dominieren, auch wenn diese gemachten Erfahrungen auf dem neuen Planeten sinnfrei sind. Es ist vielmehr die Verpflichtung der eigenen, auch sozial unverträglichen Vergangenheit, welche die unzuverlässige Erzählerin antreibt und es den Lesern schwer macht, sie sympathisch oder auch nur zugänglich zu finden. Selbst wenn ihre Argumente stichhaltig sind. Joanna Russ hat in vielen ihrer Bücher mit kantigen Protagonisten geantwortet. Alyx ist die erste dieser Antiheldin, die Fragmente in »The Female Man«, die einzelnen teilweise schwer erträglich, als eine Inkarnation der Überfrau erdrückend sind und schließlich auch die Heilerin mit der harten Kante in »Seelen«. Aber selten hat sich Joanna Russ mit der Entwicklung ihrer Protagonistin derartig gegen die Erzählmuster gewendet und so teilweise die eigene Botschaft unterminiert.

Im Verlaufe der Nichthandlung wird »Die Todgeweihten« zu einer philosophisch belasteten Version eher Thomas Manns »Der Tod in Venedig« als »Warten auf Godot«. Das muss der Leser in dieser Form akzeptieren, um vordergründig einen Roman zu goutieren, der absichtlich nicht nur gegen die formellen Regeln des Science-Fiction-Genres und eines ihrer Klischeethemen – gestrandet auf einer fremden Welt – agiert, sondern hintergründig die sozialen Konflikte zwischen Mann und Frau

fokussiert und brutal komprimiert ohne Auswege präsentiert. So ist »Die Todgeweihten« eine herausfordernde, aber auch befriedigende Lektüre, die im 21. Jahrhundert wahrscheinlich noch stärker nachhallt als in den Siebzigerjahren.

Die erste der beiden Kurzgeschichten ist gleichzeitig eine der stärksten Kurzgeschichten ihrer ganzen Karriere. »Seelen« (Originaltitel »Souls«). »Souls« erschien in »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« und wurde 1983 sowohl mit dem HUGO als auch dem Locus Award für die beste Novelle ausgezeichnet. Auch »The Science Fiction Chronicle« verlieh der Geschichte den Jahrespreis. Die Geschichte ist bislang zweimal in Deutschland erschienen. Durch Ronald M. Hahn in »Dinosaurier auf dem Broadway« sowie Terry Carrs »Die schönsten Science Fiction Stories des Jahres Band 3«. Für die Werkausgabe ist der Text wie auch die folgende Erzählung »Körper« neu von Hannes Riffel übersetzt worden.

Es ist schwer, »Souls« zusammenzufassen, ohne die wichtige Komponente zu offenbaren. Andere Autoren haben sich mit überzeugendem Erfolg ebenfalls an dieser Thematik versucht. Der Text spielt im Mittelalter. Abess Radegunde führt seit vielen Jahren ein kleines Kloster mit viel Weisheit, aber auch einer strengen Hand. In den dunklen Zeiten gilt ihr Kloster als ein Hort des Wissens. Als eine Gruppe Wikinger das Kloster überfallen und ausplündern will, kommt es zu einem besonderen, vor allem auf der intellektuellen Ebene sich abspielenden Konflikt zwischen der altersweisen wie furchtlose Radegunde und dem Anführer der Wikinger.

Wenn die Wikinger auf die Plünderung des Klosters und die Versklavung verzichten, verspricht sie ihnen einen gewichtigen Teil der versteckten Schätze. Aber nur unter dieser Bedingung. Als dieses Vorhaben teilweise am Widerstand der eigenen Leute bei der Durchsuchung des Klosters zu scheitern droht, bietet sie sich selbst – mit dem jugendlichen Erzähler im Gefolge – als Geisel an und will mit den Wikingern nach Konstantinopel reisen, wo die Dächer golden sind.

Am Ende erhält Radegunde allerdings ein Signal, auf das sie seit Äonen gewartet hat. Drei Tage muss sie die Wikinger hinhalten.

Joanna Russ beginnt ihre Geschichte mit einem minutiös recherchierten Hintergrund. Mit dem zu dieser Zeit noch unwissenden wie jugendlichen Schützling distanziert sie gleichzeitig die Leser von der Geschichte und kann – lange Zeit unmerklich – die Perspektive verschieben. Nicht umsonst hat die Amerikanerin für diese Sammlung den Titel »Extra(ordinary) People« gewählt, denn in den meisten hier vorliegenden Storys stehen außergewöhnliche »Menschen« im Mittelpunkt der Geschichten, die sich als gewöhnliche Menschen zu tarnen suchen. Manchmal nicht mit dem notwendigen Erfolg.

»Souls« überzeugt vor allem durch die emotionale Tiefe. Die Gefahren durch die angreifenden wilden Wikinger sind präsent und der Leser ist sich nicht sicher, ob Radegunde diese Angreifer alleine aufgrund ihrer Persönlichkeit, ihrer Souveränität teilweise an der Grenze zu Arroganz in Schach hält oder halten kann. Vielleicht hat sie noch eine Wildcard in der Hinter-

hand, die sie spielen könnte, aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht spielen will. Souverän manipuliert sie den Anführer der Wikinger inklusive seines jungen Kameraden, der nach einer Vergewaltigung von einem der Bewohner des Klosters im Grunde tödlich verletzt worden ist. Dass er nicht stirbt, kann an Radegundes medizinischen Wissen liegen oder auch nicht.

Durch den Erzähler – er schreibt diese Ereignisse aus einer Distanz von mindestens zwanzig Jahren nieder, wie am Ende der Novelle deutlich wird – verfolgt der Leser den Konflikt fast aus einer Froschperspektive. Der Junge schreibt es in seinen eigenen Worten nieder. Der Leser ahnt ab der Mitte der Geschichte die letzte Variante des Plots und ist in der Theorie den meisten Protagonisten damit einen Schritt voraus. Das hilft aber hinsichtlich der Auflösung der Story nicht unbedingt, die sich ein wenig am Rande des Kitsches voller Vorfreude und gleichzeitig auch Furcht entfaltet.

Joanna Russ ist einer der Autorinnen, die gerne Frauen in den Mittelpunkt ihrer Geschichten stellt, die sich wie Alyx in einer Männerwelt nicht unbedingt durch Kraft, aber vor allem Cleverness in Kombination mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit behaupten müssen. Abess Radegunde reiht sich in diese Phalanx von starken Protagonisten nahtlos ein, fügt aber die schon angesprochene souveräne Altersweisheit hinzu.

Eine wundervolle, zeitlose, intensive und doch auch inhaltlich teilweise vertraute Geschichte.

Auch die zweite kürzere Story »Körper« (im Original »Bodies«) erschien schon ein-

mal in Deutschland. Karl Michael Armer und Michael Nagula haben sie in »Zärtlich war die Zukunft« aufgenommen.

Joanna Russ verfremdet gerne klassische Science-Fiction-Themen. »Bodies« besteht aus einer Art Brief an die Nachwelt. Menschen werden quasi gezüchtet, kommen aus Reagenzgläsern und stehen dann in einem Verhältnis zu einer Art unsterblicher göttergleicher Menschenrasse. Ob es sich tatsächlich um eine Wiedererweckung von Menschen in Form von Embryonen aus der Vergangenheit handelt, wird genauso wenig überzeugend herausgearbeitet wie die Position der Erzählerin. In erster Linie ist es eine sehnsuchtsvolle Liebesgeschichte in fast übertrieben erklärter Form. Die Beziehung zwischen den einzelnen Figuren scheint nur aus Versatzstücken am Rande der Ewigkeit zu bestehen. Es gibt daher auch keine fortlaufende Handlung, sondern nur der Versuch, sich mit den eigenen, in der Theorie unmöglichen Gefühlen auseinanderzusetzen. Dadurch wirkt der Text deutlich distanzierter, als es der Inhalt verdient. In dieser Werkausgabe steht »Körper« ohne Frage im Schatten von »Seelen«, aber auf sehr unterschiedliche Art und Weise heben sie zentrale Themen in Joanna Russ' umfangreichem Werk zufriedenstellend heraus.

Vier Buchkolumnen und ausführliche Antworten auf die Kritik, welche Joanna Russ für ihre Buchkolumne in »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« entgegen geklungen ist, bilden den dritten Abschnitt dieses Buches. Nicht alle Texte befassen sich mit Science-Fiction. Nicht alle Texte befassen sich mit feministischer Li-

teratur. Aber alle Texte weisen Komponenten dieser beiden Themen auf. Es lohnt sich, mit »The Magazine of Fantasy & Science Fiction 11/1979« zu beginnen. Hier beantwortet wie eingangs erwähnt die Autorin die wichtigsten Punkte der Leserkritik. Joanna Russ ist ohne Frage eine hochintelligente, literarisch nicht nur gebildete, sondern auch ausgebildete Wissenschaftlerin, die scharfzüngig in erster Linie gegen Scheuklappendenken oder inhaltliche Dummheit argumentieren kann. Aber sie ist kein Damon Knight, dessen vernichtende Kritiken sie mehrmals zitiert, der vor allem seine literarischen Feinde zerstören möchte. Das muss sich ein Leser vor Augen halten und ihre Antworten auf teilweise dumme wie polemische Vorwürfe sind nicht nur stilistisch elegant, sondern hintergründig humorvoll wie auch das Weltbild ihrer Agitatoren entlarvend.

In den einzelnen Buchkolumnen – veröffentlicht auch in Magazinen außerhalb des Genres – erweist sie sich als Kritikerin, welche Bücher per se liebt und geistig fordernd unterhalten wird. Das Spektrum reicht von einer Kolumne aus »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« unter anderem mit Thomas M. Dischs Roman »Auf den Flügeln des Gesangs« über soziologisch feministische Studien zu Frauen herabwürdigenden Ritualen bis zu Marge Piercys »The High Cost of Living«. Hier zieht Joanna Russ eine Reihe von Vergleichen zu Piercys Science-Fiction-Roman »Die Frau am Abgrund der Zeit«. Unauffällig wechselt Joanna Russ die literarischen Hüte und stellt die Science-Fiction hinsichtlich ihrer Bedeutung an

die Seite der Mainstreamliteratur. In einem anderen Beitrag wird sie auf die Verwechslung zwischen einem literarischen Meisterwerk und einem deswegen nicht unbedingt meisterlichen Literaten eingehen. Tolkiens »Herr der Ringe« zieht sie als Musterbeispiel heran. Ein packendes, auch überraschendes Buch eines Autors, der stilistisch lieber malt, als seine Geschichten konsequent weiterzuerzählen. Joanna Russ hat in den hier gesammelten Beiträgen vielleicht die Angewohnheit, mögliche zukünftige mit ihrem literarischen Wissen und ihrer Fähigkeit, punktgenau zu zitieren, mundtot zu machen. Notfalls reicht der Hinweis, dass sie ja eher für den unterbezahlten Job der Literaturkritikerin ausgebildet worden und weniger für die Rolle als Science-Fiction-Autorin, um die letzten in erster Linie männlichen Kritiker in die Flucht zu schlagen. Aber neben der weiblichen Perspektive – auch eine sanfte Hand kann verbal tödlich sein – bringt Joanna Russ mehr und mehr ihre offen ausgelebte lustvolle Sexualität als Realitätsmesser ein und scheut sich auch nicht, einen homosexuellen Autor wie Thomas M. Disch dafür zu kritisieren, dass er keine vernünftige gleichgeschlechtliche Beziehung beschreiben kann. Joanna Russ sitzt bei einigen Punkten mit dem Stein in der Hand im Glashaus, macht sich für Kritik am eigenen Werk verletzlich, aber generell sind ihre vor allem in »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« publizierten Buchkolumnen auch heute noch lesenswert, weil sie potenzielle Klassiker des Genres intelligent argumentierend erdet und dem Leser eine vielleicht ein wenig zu kriti-

sche, zu literarisch durchgestylte andere Perspektive auf heute genretechnisch überall bekannte, damals aber »frisch« veröffentlichte Werke gibt.

In ihrem Nachwort spricht die Herausgeberin Jeanne Cortiel über das finale Essay dieser Werkausgabe »Pornographie für Frauen von Frauen, in Liebe« über die Tatsache, dass das zugrunde liegende Thema Joanna Russ nicht nur literaturwissenschaftlich interessiert, sondern auf der emotional erotischen Ebene wahrscheinlich auch angeregt, wenn nicht sogar erregt hat. Dabei sind nicht die Exkursionen in den Bereich der »s/m«-Literatur gemeint, die Joanna Russ mit einem Blick auf ihren übervollen Schreibtisch streift, sondern vor allem auf in den Achtzigerjahren entstandenen Fanfiction-Geschichten über eine sexuelle Beziehung zwischen Kirk als männlichen Part und natürlich Spock, dem weiblichen Part. Dem Außerirdischen, dem sich die überwiegend weiblichen Autorinnen nur auf diese Art und Weise nähern konnten. Mehr als einhundertfünfundzwanzig unterschiedliche Texte sind in kleinen Auflagen in den USA über die Jahre erschienen. Auch in Deutschland bildete sich eine kleine Fangemeinde über dieses lange Zeit als homosexuell verschriene und absurd erscheinende Thema. Joanna Russ verändert die Perspektive der Leser. In erster Linie schreiben Frauen für Frauen über »männlichen« Sex auf eine erstaunlich weibliche Art und Weise. Ersetzt man die Idee des emotionslosen Vulkaniers Spock mit der Version einer Frau in Form eines Aliens – Jahre später sollte Maya aus »Mondbasis Alpha 1« ähnliche Assoziationen wecken –

mit einem Fortpflanzungszyklus voller unkontrollierbarer Emotionen, auch wenn Spock körperlich der stärkere Part ist, dann erscheinen die Texte aus einer anderen Perspektive. Joanna Russ zeichnet an zahlreichen Beispielen den jeweiligen Weg von Kirk und Spock zueinander nach, weist aber gleichzeitig auch auf inhaltliche Versatzstücke hin. Dazu kommt, dass viele Geschichten in ausschweifenden sexuellen Handlungen enden und beide Partner befriedigt werden. Später schlägt Joanna Russ noch den Bogen zu den s/m-Geschichten, in denen Frauen über eine gewisse sexuelle und körperliche Gewalt befriedigt werden. Natürlich differenziert Joanna Russ zwischen den realen Vergewaltigungen und der verkörperten literarischen Darstellung. Sie greift Bücher wie »Shades of Grey« weit voraus, indem sie literarisch klar, aber auch emotional angepackt diese beiden Subgenres in ihrem teilweise humorvollen Unterton analysiert. Dass sie die Texte mehr als emotional ansprechen, ist vielleicht leichter in dieser Sammlung von unterschiedlichen literarischen Arbeiten zu erkennen, als dass ein Leser das finale, Mitte der Achtzigerjahre entstandene Essay isoliert betrachtet. Aber vielleicht macht diese hintergründige Leidenschaft für diese Art von Trivilliteratur die Geschichte auch so lesenswert.

Abgeschlossen wird der Band wieder mit einem ausführlichen Nachwort, in welchem die Herausgeberin auf die Bedeutung der beiden hier gesammelten Kurzgeschichten in Kombination mit »Die Todgeweihten« eingeht. Es folgt der Bogenschlag zu den wenigen Geschichten

und Romanen, die Joanna Russ noch in den folgenden Jahren nach »Die Todgeweihten« publizieren sollte, aber vor allem auch der veränderte Blick aus ihrem Frühwerk auf dieses nihilistische, gegen die Klischees des Genres anspielende Kammerstück mit einem dunklen Ausgang, welche den Lesern gleich im ersten Absatz präsentiert wird. »Jenseits der Grenzen« ist nicht nur ein würdiger Abschluss dieser empfehlenswerten Joanna-Russ-Werkausgabe, es ist vielleicht sogar durch den lange Zeit ignorierten Roman »Die Todgeweihten« der Höhepunkt dieser Werkschau einer der wichtigsten weiblichen Science-Fiction-Autoren der Siebziger- und frühen Achtzigerjahre. Auch wenn ihr Werk auf den ersten Blick klein, auf den zweiten Blick aber gewichtig ist.

(Thomas Harbach)

Team NOVA

NOVA 37

Magazin für spekulative Literatur

Themenausgabe Intelligenz

p.machinery, Winnert, Oktober 2025, 444

Seiten, Paperback, ISSN 1864 2829, ISBN

978 3 95765 479 3, E-Book: ISBN 978 3

95765 678 0

Ein dickes Ding. Mit fast dreißig Kurzgeschichten und mehr als vierhundert Seiten sprengt »Nova« 37 als eine weitere Themenausgabe – der Schwerpunkt ist Intelligenz – den Rahmen. Die Herausgeber sind anscheinend von guten Storys förmlich überschüttet worden, für einen Doppelband reichte das Material nicht aus und kommerziell verkaufen sich Doppel-



bände – keine Doppelnummern – immer schlechter, sodass hier wirklich eine erschlagende Bandbreite von Kurzgeschichten, einem umfangreichen sekundärliterarischen Teil und schließlich die gelungenen, die Storys begleitenden Bilder präsentiert wird.

Herbert W. Franke's »Rettet uns!« ist ein guter Einstieg in die Anthologie und zum Thema Intelligenz gepaart mit arroganter Überheblichkeit. Es ist wichtig, die einleitenden Worte nicht zu lesen, da dort auf einen wichtigen Aspekt der Pointe hingewiesen wird. Die Menschheit hat die Erde ruiniert, es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis die Umweltverschmutzung auch die restlichen Kolonien auf dem

Blauen Planeten vernichtet hat. Durch einen Zufall entdeckt man eine Flotte von Raumschiffen, welche sich der Erde nähern. Die Hoffnung einer kleinen Gruppe von Menschen ist groß, gerettet zu werden. Herbert W. Franke hat schon in seinem in den Sechzigerjahren entstandenen Frühwerk immer wieder auf die Zerstörung des Lebensraums Erde durch die Menschen hingewiesen. Diese rote Linie in seinem nicht selten auch sozialkritischen, dystopischen Werk zeigt sich auch in dieser kleinen Miniatur, die eine Idee aus den »Star Trek« Kinofilmen pointiert auf den Kopf stellt und unterstreicht, dass die Krone der Schöpfung eben nicht alles ist.

In Marianne Labischs »Alarm« gibt es nach langen Diskussionen – die Geschichte besteht nur aus Dialogen – zumindest eine Warnung an die Menschheit, von ihrem Treiben abzulassen, ansonsten droht ... irgendeine Art der Vernichtung. Wie bei einigen der noch vorzustellenden Storys sind es vor allem die pointierten Dialoge, die manchmal bis an den Rand der Farce getrieben werden, welche die Geschichte so unterhaltsam machen. Die Autorin überlässt es allerdings den Lesern, über das offene Ende hinauszublicken. Von der Gestaltung her und der Idee der Warnung einer der originellsten Storys dieser Sammlung und das Grundthema Intelligenz wird auf eine besondere Art und Weise gestreift.

Bei Jörg Weigands pointierter Miniatur »Ferne Verwandte« reicht die Warnung eben nicht aus. Auf der Suche nach bewohnbaren Planeten mit einem Stückchen Heimat an Bord zeigt sich, dass der Dickköpfigkeit einiger Menschen hinsichtlich fremder Planeten auch Grenzen gesetzt

sind. Gabriele Behrend wird in ihrer Geschichte eine interessante Variation des Themas anbieten.

Auch in Ralph Alexander Neumüllers »Am Brunnenboden« scheint die Menschheit auf eine Art von Rettung zu warten. Aus der subjektiven Froschperspektive dieser zu experimentellen, zu konstruierten Geschichte zeigt sich, das Hoffen und Harren nicht selten vergeblich sind. Im Gegensatz zu einigen anderen stringenten Plots versucht Ralph Alexander Neumüller eine Quadratur des Kreises, in dem eine bekannte Idee in neue Kleider gesteckt wird. Bei seinen beiden bislang im Verlag p.machinery veröffentlichten Romanen hat das hervorragend funktioniert, in dieser Kurzgeschichte hat der Autor zu wenig freigeistigen Raum, um den Leser auf die eigene Seite zu ziehen.

Bei »Waldgeister« (Veith Kanoder-Brunnel) fragt sich der Leser lange, was diese Geschichte generell mit dem Thema Intelligenz zu tun hat. Der Titel ist auch eher ironisch zu verstehen. Die jungen Menschen scheinen zuerst Visionen zu haben, anscheinend wurde ein billiger Slasherfilm experimentell in die Kommunikation eingepflegt. Die eigentliche Bedeutung dieser verschiedenen Zeichen wird erst am Ende der stringenten Story offenbar. Das Ende ist gleichzeitig ein Anfang. Es kann makaber klingen, ist aber voller Optimismus. Diese Kontraste entschädigen für den etwas sperrigen Auftakt, es dauert für die Länge des Textes doch länger als üblich, bis man eine Beziehung zu den Figuren aufbauen kann.

»Myzelium« von Jacqueline Montemurri setzt sich auch mit dem Wald als Geis-

teswesen auseinander. Jonas soll ein Tal in der Eifel untersuchen, ob es sich für einen neu zu errichtenden Staudamm eignet. Dabei macht er eine erstaunliche Entdeckung. Unabhängig von der fantastischen Idee konzentriert sich die Autorin auf realistische Aspekte und präsentiert eine interessante Lösung, welche auf der einen Seite Jonas Verbindung mit dem Wald in den Mittelpunkt der Handlung stellt, auf der anderen es auch als Bedrohung erscheinen lässt. Dabei macht sie nicht gänzlich klar, ob es diese Kommunikation wirklich gegeben hat oder vielleicht auch ein Teil von Jonas Einbildung ist. In der präsentierten Form kann der Leser Jonas Gedanken, aber auch das Abwägen einer schwierigen Entscheidung jederzeit auf Augenhöhe verfolgen. Nicht nur wegen dieser durchgehend realistischen Basis, sondern der stringenten, dann aber nicht konstruierten Lösung gehört »Myzelium« zu den interessanteren Geschichten dieser Sammlung, in denen der Umgebung mit dem Begriff »Intelligenz« ausgesprochen ambivalent erfolgt.

In ihrer zweiten Geschichte dieser Anthologie »Kinder des Waldes« präsentiert Heidrun Jänchen eine interessante Idee. Eine Raumschiffbesatzung beobachtet die Bewohner eines erdähnlichen Planeten mit einer entsprechenden Zivilisation. Eine Frau wird von einem Baum buchstäblich gefressen. Immer wieder antworten die Ureinwohner auf bestimmte Fragen, »es kommt aus dem Wald«. Was auf den ersten Blick wie eine extraterrestrische Horrorgeschichte erscheint, entpuppt sich als die Entwicklung einer bizarren, aber in sich logischen Zivilisation, welche die

menschlichen Beobachter zu überfordern beginnt. Der Anfang liegt aber in einem Verständigungsfehler. Alleine das Imitieren der Außerirdischen kann eine fatale Kausalkette in Gang setzen, an deren Ende der Tod eines Besatzungsmitglieds steht. Aber Tod schon auf dieser minutiös entwickelten Welt sowieso relativ. Die Handlung entwickelt sich relativ ruhig, aber nicht spannungsarm, sodass der Leser stets auf Augenhöhe das Geschehen genauso staunend wie die irdische Raumschiffbesatzung verfolgt.

In eine vergleichbare und doch gänzlich unterschiedliche Richtung entwickelt sich Gabriele Behrends »Die singenden Gärten von Floralys«. Die Exobiologin La Fayette wird auf eine der wenigen bewohnbaren Kolonien geschickt, weil es Probleme mit den Pflanzen gibt. Sie machen einen die Sinne betäubenden Lärm, sodass sich die Menschen nur mit Ohrstöpseln außerhalb der Kolonie und innerhalb dank des Schallschutzes aufhalten können. Der Leser ahnt zwar den weiteren Handlungsverlauf und auch die Auflösung der Geschichte stellt einen angesichts der Entwicklung fast hektisch erscheinenden, aber konsequenten Kompromiss dar, aber Gabriele Behrends Geschichten leben von der Entwicklung eines in diesem Fall exotischen, aber auch ansprechenden Hintergrunds sowie der Erschaffung von lebendigen Charakteren mit Ecken und Kanten. Gabriele Behrend verzichtet auf Schwarz-weiß-Töne, der Kompromiss ist ein Treffen in der Mitte, von dem beide Seiten profitieren, auch wenn Kritiker argumentieren können, die Menschen tauschen den metaphorischen

Teufel mit dem plakativen Beelzebub aus. Der Leser wünscht sich vielleicht noch ein paar mehr Informationen über die pflanzlichen Bewohner dieser Welt, ihre Ökologie, aber dafür reicht der Platz in einer Kurzgeschichte nun einmal nicht wirklich aus. Auch wenn ihre Story zu den längeren Texten dieser Sammlung gehört.

»Die Intelligenz der Mudru« (Ansgar Sadeghi) ist eine ambivalente Geschichte. Selbst wenn der Antwort seine Inspiration bei den indigenen Völkern und den weißen Eroberern gesucht hat, ist der zugrunde liegende Plot nicht besonders originell. Das läuft nicht nur alles schematisch ab, aber der distanzierte, emotionale und viel zu sachliche Schreibstil zeigt die Schwächen noch deutlich auf. Viel interessanter ist der Hintergrund mit den Ureinwohnern der fremden Welt und den Bewohnern der gigantischen Höhlen. Hier überzeugen die Beschreibungen und der Schauplatz wird plötzlich lebendig.

Friedhelm Schneidewind liebt Musik. Das zeigt sich in »Klänge weben«. Gleich zu Beginn wird ein außerirdisches Volk aufgrund ihrer musikalischen Fähigkeiten als intelligent eingestuft, jegliche weitere Besiedelung ist verboten. Nach einem Buch wird aufgezeigt, wie die Kommunikation mit den Fremden zustande kam. Eine interessante Prämisse, ein gut begründetes Urteil zu Beginn der Geschichte, auch wenn das Arbeiten gegen die Chronologie dem Text auch ein wenig von seinem eigentlichen Reiz nimmt.

»Zwischenstille im Kopf« von Achim Stößer ist eine skurrile Geschichte. Ein Rückkehrer landet auf einer Erde bzw. in Bayern, die auf der einen Seite nicht nur

wegen der Akzente dem Ankömmling fremd ist, sondern auf der anderen Seite wirkt sie wie ein Rückfall in vergangene Zeiten. Die in Mundart geschriebenen Dialoge erinnern an Carl Amerys augenzwinkernde Science-Fiction, auch wenn Achim Stöber gegen Ende der Geschichte nicht in seiner Mundart, sondern eher dem Tonfall der Story deutlich dunkler wird.

Auch Heidrun Jänchens »Die Jahrgangsbeste« besteht aus einer zynischen Pointe, deren Bedeutung der Leser bei der Lektüre des Titels nicht erahnen kann. Die jugendliche Mila wächst bei ihren Eltern auf. Es ist offensichtlich die Nach-Corona-Zeit, die Pandemie hat vor allem bei der Mutter Spuren hinterlassen. Ich jeder anderen Geschichte könnte von Paranoia gesprochen werden, aber eine sich in Malaysia entwickelnde Pandemie schwappt nach Deutschland über. Die Folgen sind katastrophal und werden noch durch einen weiteren Effekt verstärkt. Viele Menschen nehmen Indus ein, eine Art Zaubermittel, das die Gehirnaktivitäten erhöht. Der aufmerksame Leser ahnt schon, warum Mila anders ist und sich ihre Chancen erhöhen. Heidrun Jänchens Stärke liegt in der Beschreibung eines im Grunde nihilistischen Szenarios, begleitet oder besser fast eingerahmt von pointierten bis lustigen, aber niemals aufgesetzten Dialogen oder den entsprechenden Bemerkungen ihrer sehr dreidimensional beschriebenen Protagonisten.

Regina Schleheck versucht sich an einer vergleichbaren Prämisse. Die Natur schlägt in »Wurzelgemüse« zurück. Es dauert einige Zeit, bis die Ich-Erzählerin und Biologin hinter die verschiedenen Vorgänge kommt. Ihre Grundkonstruktion

der Geschichte ist stringent, die Abfolge der Ereignisse auch nachvollziehbar. Literarisch macht sie durch die Nutzung der Ich-Perspektive allerdings den Fehler, dass sich der Leser unwillkürlich nach Abschluss der Lektüre zu fragen beginnt, mit wem er es wirklich zu tun hat. Natürlich ist das Durchbrechen der Mauer zwischen Protagonisten, Handlung und Leser eine opportune Möglichkeit, aber generell schränkt die Ich-Perspektive die Autoren und Autorinnen auch ein, wenn sie sich an die Regeln halten wollen. Damit entwertet Regina Schleheck leider ein wenig die wirklich interessanten Ideen ihrer Geschichte, deren dunkler Tenor die Sippenhaft generell ist.

Wie bei Gabriele Behrend fasst auch der längste Titel dieser »Nova« Ausgabe den Inhalt sehr gut zusammen: »Die neue Gedankenschwere von Mäusen in der Schwerelosigkeit«. Christian Endres bewegt sich wie Heidrun Jänchen mit pointierten Dialogen auf den ersten Blick im Feld der leichten Unterhaltung, bevor der Tonfall dunkler wird. Wie einige andere Autoren verschiebt der Autor die Perspektive und der Leser verfolgt das Schicksal von Experimentiermäusen an Bord einer Raumstation, ihre Wünsche – ein Mond aus Käse – oder Hoffnungen – eine Charta, die ihnen volle Selbstbestimmung garantiert – fast atemlos. Auf wenigen Seiten erschafft Christian Endres lebenswerte, so hoffnungsvolle kleine Protagonisten, deren leider steinigen Weg der Leser gerne verfolgt. Auch Gard Spirlin wählt für »Octopodia« die Perspektive des Anderen. Meeresbewohner verhalten sich zwar wie Menschen – das hat der Autor gleich

zu Beginn so festgelegt –, auch wenn ihre Kultur auf anderen Grundlagen basiert. Während der Anfang ein wenig distanziert und sperrig ist, überzeugt der Mittelteil, auch wenn die Pointe relativ schnell erkennbar ist. Es ist immer schwer, insbesondere dem Menschen vertraute Tiere anders darzustellen. Christian Endres und Gard Spirlin finden in dieser Hinsicht einen Kompromiss, in dem sie sich weniger auf deren Verhalten, sondern der Ansichten konzentrieren und eine mahnende Botschaft – das gilt mehr für Gard Spirlin als Christian Endres, der eine lesenswerte Space Opera im Miniaturformat erschaffen hat – einflechten.

Arno Endlers »Ein Kammerspiel« eröffnet ein Trio von sehr starken Storys, welche für den deutschsprachigen Teil der Ausgabe den Schlussspurt bedeuten. Heidrun Jänchens Geschichte »Kinder des Waldes« wurde an einer Stelle der Rezension thematisch zugeordnet vorgestellt.

Die vier intelligenten Menschen der Erde sollen für die Menschheit eine positive Lösung finden. Allerdings präsentieren sie keine Ergebnisse. Es gibt nur einen Überlebenden, der von einer Journalistin aufgesucht wird. Widerwillig gibt er einige Informationen preis. Es entwickelt sich ein interessantes psychologisches Spielchen zwischen dem widerwillig Informationen präsentierten Intellektuellen und der neugierig Fragenden. Ein aufmerksamer Leser ahnt einen Teil der Lösung, er passt sich fatalistisch nicht nur in die Realität, sondern vor allem auch in den stellenweise dunklen Tenor dieser Anthologie ein. Aber neben den pointierten Dialogen; der anfänglichen Verführung der vier Men-

schen in einem von der Menschheit zur Verfügung gestellten Schlaraffenland überzeugt vor allem ihre ausgesprochen pragmatische Vorgehensweise, auf Antworten zu warten und sie dann zu verifizieren. Oder zu verwerfen.

Thorsten Küpers »Abmaba can fix it« ist eine der atmosphärisch dunkelsten Geschichten dieser Anthologie, die leider sehr nahe an der Realität gebaut worden ist. Aus der Perspektive eines Sterbenden – hier kennt Thorsten Küper auch kein Erbarmen, selbst wenn »Tod« auch in dieser Story ein relativer Begriff ist – erfährt der Leser von einer neuen, sich entwickelnden Intelligenz, geboren aus dem abgeladenen Zivilisationschrott in der dritten Welt. Abmaba ist ein behindertes Mädchen mit überdurchschnittlichen Fähigkeiten; in Hinblick auf den vor allem in den Neunzigerjahren populären Bodypunk der erste Schritt zu einer neuen Evolutionsstufe, welche den überforderten sterbenden Protagonisten stellvertretend für die Leser über die Entwicklungen in den Schrotthalden vor Afrikas oder Asiens Küsten informiert. Hier entsteht zwar neues, künstliches Leben aus den Hinterlassenschaften der ersten Welt, aber steht in Nihilismus zu schwelgen, entwickelt Thorsten Küper mit einer charismatischen, von ihrem im Titel genannten Ruf lebenden Protagonistin eine Art vierte Welt, nicht besser als das Elend der Dritten Welt, aber auf dem Weg, den angeblich so fortschrittlichen Europäern oder Amerikanern auf eine gänzlich andere Art und Weise den Rang abzulaufen.

Bei »Der hohlköpfige Held« von Karin Reddemann fragt sich der Leser nach Ab-

schluss der Lektüre, warum die Autorin einen so alten Bart für ihren Plot gewählt hat. Der Anfang mit dem besonderen Beobachter ist noch überzeugend, danach folgen bis zum pragmatischen Ende und dem wahren Helden dieser Geschichte leider zu viele Klischees, als das der Text überzeugen kann.

Auch Andreas Flögels »Intelligenz wird überbewertet« leidet ein wenig unter der Struktur. Erzählt aus der Perspektive einer besonderen Katze, deren Geheimnis kein Geheimnis mehr ist, unterscheiden sich die Grundidee und der Handlungsverlauf. Dieser besteht im Grunde aus zwei relevanten, sich ähnelnden Szenen, in denen die tierische Protagonistin aus ihrer »Nische« kommen muss. Zwei unterschiedliche Sequenzen hätten der Story gutgetan. Ansonsten ist die Zeichnung der Figur; ihre Schicksalswege und der Versuch, möglichst unauffällig zu agieren, ein überzeugendes Gegengewicht zur schwachen Grundhandlung.

Zu den besten Geschichten gehört Susann Obando-Amendts »Die Flüsterhexe von Joschija«. Eine Frau hat aufgrund eines traumatischen Erlebnisses in der Jugend nicht nur Angst vor Hexen, sondern auch Wäldern. Beginnend mit der Kinovorführung einer Adaption von Preußlers »Die kleine Hexe« wird sie durch das Verschwinden ihres Neffen mit der eigenen Vergangenheit konfrontiert und der Schleier ihrer fehlenden Erinnerung lüftet sich. Lange Zeit eine Geschichte, die vor allem auf emotionalen Stimmungen und einer dreidimensional gezeichneten Protagonistin basiert, treten die fantastischen Elemente erst spät in Erscheinung.

Betrachtet der Leser diese »Nova«-Ausgabe als Ganzes, dann greifen viele Autoren und Autorinnen die Idee auf, dass die Natur Hilfe benötigt und sich die entsprechenden, empfänglichen Helfer sucht. Dabei ist die Bandbreite der Erzählungen nicht nur erstaunlich breit, sondern die Vorgehensweise so unterschiedlich, dass jede dieser in einer Zusammenfassung auf den ersten Blick ähnlichen Geschichten gänzlich andere Wege geht.

Auf eine gänzlich andere Art und Weise provoziert Wolf Welling mit »Das Messias-Training«. Die Geschichte beginnt mit der Kreuzigung eines Fünfzehnjährigen. Szenenwechsel. Ein jugendlicher Ich-Erzähler berichtet von seinem fanatischen Vater, der die Familie tyrannisiert, während er nach außen das gläubige Oberhaupt einer kleinen Gemeinde spielt. Als seine oberen Glaubensbrüder und er auf den Gedanken kommen, quasi einen neuen Jesus unter ihrer Kontrolle mittels geistiger Erhöhung zu erschaffen, ahnt der Leser die kommende Katastrophe schon. Aber Wolf Welling zieht seine Leser mit der angesprochenen provokanten Szene von Beginn an in seinen Bahn und entwickelt diese bizarre Geschichte durch die intime und bis zum Ende auch konsequent richtig genutzte Ich-Perspektive weiter zu einem schauerlichen Kammerspiel, in dem die Bigotterie der Kirchenvertreter im Kleinen von oben entlarvt und auch bestraft wird. Gänzlich anders als viele andere Storys dieser »Nova« Nummer, aber nicht nur deswegen ein weiterer Höhepunkt einer der besten »Nova« Nummern. »Das Messias-Training« wäre auch ein würdiger Beitrag zur Anthologie »C.R.E.D.O.« gewe-

sen, in welcher diese provokanten Geschichten teilweise schmerzlich vermisst worden sind.

In diese Kategorie fällt auch Detlef Klewers »Hundeirn«. Der Rahmen – ein Anwalt besucht einen langjährig Inhaftierten – lenkt nur bedingt von der auch grafisch gleich erkennbaren Grundidee dieser bizarren Story ab. Viel weniger als die Handlung wirkt der letzte Satz, die finale Pointe kraftvoller, auch wenn sie aus dem Nichts kommt.

In vielen Geschichten geht es um die Begegnung mit sehr unterschiedlichen Intelligenzen oder die verschiedenen Wahrnehmungen. »Synapsen aus Licht« (Johann Seidl) stellt die Frage, wo sich diese »Intelligenz« im Universum befindet. Dabei geht der Autor trotz der Kürze der Story einen interessanten Weg und stellt eine nicht einmal abwegige, aber einfach nur anderslautende These auf, die sich während des Epilogs auf eine befremdliche, vielleicht zu pragmatische Art und Weise »bewahrheitet«. Die Kürze arbeitet ein wenig gegen die gute Grundidee, sodass der Aufbau mit der anfänglich entwickelten Prämisse gegen Ende nicht zufriedenstellend zum Tragen kommt.

Auch in der längsten Geschichten dieser Sammlung (»Metanoq« von Maximilian Wust) geht es um eine besondere Art der Begegnung. Ein Expeditionsraumschiff trifft in den Tiefen des Alls auf ein ihnen unbekanntes »Objekt«, welches das Raumschiff zu absorbieren sucht. Die Besatzung versucht verzweifelt, mit unterschiedlichen Theorien und praktischen Umsetzungen gegen die Gefahr anzukämpfen. Auch wenn die Prämisse auf den ersten Blick nicht un-

bedingt neu ist, überzeugt die Story vor allem durch die unterschiedlichen Herausforderungen und der wirklich fremdartigen Schöpfung. Manche der Dialoge wirken ein wenig zu stilisiert und theoretisierend, aber inhaltlich präsentieren sie eine Vielzahl von Vermutungen der Crew, von denen einige sogar noch skurriler als die eigentliche Schöpfung sind.

In »Die Traurigkeit der Sonnen« (Christian Künne) treffen antiquierte Ideen – in der fernen Zukunft wird noch auf Papier geschrieben – auf eine interessante Variation – die Sonde 2020 – von andersartiger Intelligenz. Der Plot entwickelt sich langsam, der Autor verliebt sich in die zahlreichen Details, bevor in der zweiten Hälfte der Story eine interessante Frage hinsichtlich der möglichen Kommunikation mit etwas anderem aufgeworfen wird. Das Ende wirkt ein wenig zu theatralisch, als wenn der Autor zu viel Pathos in seiner Geschichte unterbringen wollte. Die anfängliche Bodenständigkeit mit der Arbeiterperspektive wäre ein besserer roter Faden gewesen, auch wenn Christian Künne nicht den Fehler macht, Unmögliches zu erklären. Der Leser muss sich selbst seine Lösung suchen.

Auch »Silbernetz« (Christian J. Meier) beschäftigt sich mit einer Intelligenz, die eher zufällig entstanden ist. Ihre Wurzeln sind unbekannt, ihre Absichten entwickeln sich quasi nicht nur im Verlaufe der Geschichte, sondern aus den Aktionen bzw. Reaktionen der einzelnen Charaktere heraus. Christian J. Meier setzt allerdings auch eine gewisse Erwartungshaltung voraus. Der Leser wird förmlich in seine Welt geworfen und die einzelnen »Beziehun-

gen« des Silbernetzes, ihre feinen Muster erscheinen teilweise zu stark konstruiert. Wie viele andere Geschichten dieser Sammlung geht es eher um die Ideen, die Entwicklung eines Konzepts als das positiv unbedingt alle Fragen beantwortet werden müssen.

Ohne Donnas Kaschemme geht nichts ... Monika Niehaus' Miniatur »Reine Logik« beweist, dass Intelligenz – das buchstäbliche Thema dieser Anthologie – vieles ist, aber manchmal Instinkt oder wie es ironisch zwischen den Zeilen während des Wettbewerbs in Donnas Kaschemme um einen besonderen Raumpiratenkapitäns-posten anklingt, der Instinkt alles ist. Wie alle Geschichten aus der inzwischen berühmten Kaschemme kurzweilig zu lesen, voller exzentrischer Besucher, lebenswerter Stammgäste und verbaler Dialoge, welche dem »komplizierten« Spiel, das im Mittelpunkt steht, in nichts nachstehen.

»Brenda« ist eine weitere Miniatur, die von Corinna Griesbach mit der Stadtpläne auswendig lernenden und dann herumstreifenden Brenda gut geschrieben worden ist, aber irgendwie zu komprimiert, so stark auf eine nicht vorhandene Pointe hin komponiert worden ist.

Michael Iwoleit hat »Der Weg des Wassers« von Nina Munteanu übersetzt. Die Menschheit hat sich endgültig an das Kapital – dabei spielt es keine Rolle, aus welcher Hemisphäre der Erde das Geld schließlich kommt – verkauft. Wasser ist knapp, Regen gibt es so gut wie keinen mehr. Die Geschichte erzählt das Schicksal von Hilda, deren Karte nicht mehr für den Wasserkauf reicht. Sie fasst die Ereignisse der letzten Jahre in Form subjektiver

Erinnerungen zusammen. Das Ende ist nihilistisch, zynisch, konsequent. Aber trotzdem wirken die zahlreichen Ideen – so provokativ wie theoretisch sie in dieser Form auch sein mögen – sehr gut zusammengefasst zu komprimiert, als das sich eine wirkliche Geschichte entwickelt. Wie bei einigen anderen Texten hätte die Novelle wahrscheinlich mehr geholfen.

Der sekundärliterarische Teil wird fast im Alleingang von Dominik Irtenkauf bestritten. Es beginnt mit einem Interview mit dem Bienenforscher Dr. Jürgen Tautz, der auf eine allgemein verständliche, sehr sachliche Art und Weise die besondere Intelligenz der Bienen genauso erläutert wie er mit einigen Klischees und vor allem auch Fehlurteilen aufräumt. Science Fact der besonderen Art. Ein guter Auftakt zu einem sehr umfangreichen sekundärliterarischen Teil, der sich eng an die Themenvorgabe der Ausgabe hält, auf der anderen Seite aber nicht nur Spekulatives präsentiert.

»Intelligente Bewegungsformen« – ebenfalls von Dominik Irtenkauf – präsentiert eine interessante These. Er konzentriert sich weniger auf die Frage nach (künstlicher) Intelligenz, sondern sucht in Bewegungsabläufen, in Bewegungsformen die Antwort auf seine Frage. Dabei reicht das Spektrum von klassischen Beispielen aus der Forschung bis zu Arthur C. Clarkes »Die neun Milliarden Namen Gottes«. Der Titel des Artikels hört sich komplexer, aber auch komplizierter an, als es der Inhalt des kurzweilig zu lesenden Essay in seinen Grundaussagen in Wirklichkeit ist.

Philosophie und Science-Fiction könnten sich als schwere Kost erweisen. Aber

im Gespräch mit Dr. Siegfried Reusch entwickelt sich angesichts dessen bisheriger Leseerfahrungen mit Science-Fiction – ein wenig Perry Rhodan, aber gerne Jules Verne – ein interessantes Gespräch. Immer wieder werden aktuelle Beispiele aus Büchern und Filmen aufgegriffen und aus philosophischer Sicht betrachtet. Seziert wäre eigentlich das richtige Wort. Dabei versucht Dominik Irtenkaufs Gesprächspartner die verschiedenen philosophischen Perspektiven aufs Rudimentärste zu reduzieren und sie den Beispielen aus dem Science-Fiction-Genre entsprechend gegenüber zu stellen. Dabei entwickelt sich in den langen, ausführlichen, aber niemals belehrenden Antworten ein gänzlich anderer Blick auf verschiedene Ideen, welche den Genrelesern teilweise derartig vertraut sind, dass von Betriebsblindheit gesprochen werden könnte. Der Leser sollte sich nicht von der Überschrift erschrecken lassen, am Ende ist die Philosophie lebendiger als einiges aus der Science-Fiction.

Zwei relativ kurze Interviews zu Fragen über andere Intelligenzen – beide geführt von Dominik Irtenkauf – schließen diesen Themenkomplex vorläufig ab. Auch wenn die Antworten ausführlich sind, wirkt dieser Textabschnitt insbesondere im Vergleich mit den weniger Interviews als Gesprächen zwischen Dominik Irtenkauf und Dr. Jürgen Tautz sowie Dr. Siegfried Reusch eingeklemmt.

Thomas Ballhausen geht in seinem Artikel auf die Entwicklung der Comickünstlers Moebius ein. Seine Kunst, Geschichten anders zu erzählen. Seine Experimentierfreude und schließlich die Zeitlosig-

keit der so entstandenen Bildergeschichten im positiven Sinne des Wortes. Wer sich intensiver mit Moebius' Werk befasst hat, wird in diesem kurzen Essay nicht viele neue Informationen finden; wer bislang den einzigartigen Geschichten noch nicht begegnet ist, fühlt sich eingeladen, über das Sprungbrett dieses Artikels tiefer in die Materie einzudringen.

Mit »Abkömmlinge der Sonne« geht Zura Jishkariani auf verschiedene Thesen eher unbekannter Forscher und Philosophen ein. Dahinter stecken einige Ideen russischer Philosophen, welche diese auch in Form von Geschichten zu Papier gebracht haben. Das tote Universum und die besondere Bedeutung der Sonne sind aber nur Sprungbretter, um sich intensiver mit Leben und Tod zu beschäftigen. Dieser Artikel ist nicht in dem leichten Tonfall der anderen Arbeiten geschrieben worden und dient eher als der Versuch, die zahlreichen Gedanken begrifflicher zu machen, ohne dass sich dem Leser wirklich das komplexe Bild erschließt.

»NOVA« ist immer eine Symbiose aus Wort und Bild gewesen. Das gilt umso mehr für diese umfangreiche Ausgabe. Beginnend mit dem schönen stimmungsvollen Titelbild, das sich dem in vielen Storys vorhandenem Thema des Waldes annimmt, präsentieren Uli Bendick, Frank G. Gerigk, Stefan Junghanns, Veith Kanoder-Brunnel, Detlef Klewer, Andreas Schwietzke, Achim Stöber und Maximilian Wust zahlreiche Zeichnungen und Grafiken unterschiedlicher Stilrichtungen, welche die Geschichte stimmungsvoll begleiten, aber die Aufmerksamkeit nicht zu sehr von den Texten ablenken. Bemer-

kenswert ist, dass zahlreiche Mitarbeiter mit Wort und Bild vertreten sind.

Auch wenn es sich wie ein Klischee anhört, anscheinend hat das Thema »Intelligenz« die Autoren nicht nur umfangstechnisch, sondern auch inhaltlich herausgefordert. Zahlreiche der hier gesammelten Geschichten sind überdurchschnittlich gut und präsentieren interessante Variationen zum Schlagwort der Anthologie. Alle Texte sind mindestens handwerklich gut geschrieben, auch wenn einzelne Arbeiten zu sehr auf Altbekanntes setzen und dadurch gegenüber den provokanten wie originellen Geschichten ins Hintertreffen geraten. Zusammengefasst ist »NOVA« mit dieser Ausgabe 37 erwachsen geworden und die seit vielen Jahren, wenn nicht Jahrzehnten die beste und vor allem auch hinsichtlich der Tiefe am meisten zufriedenstellende Ausgabe des Magazins.

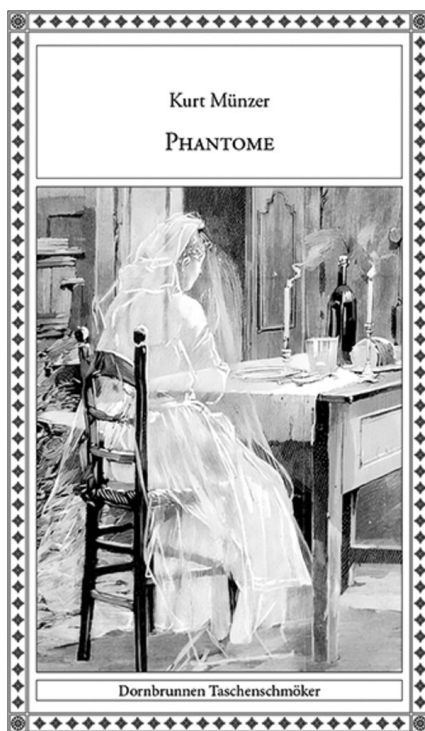
(Thomas Harbach)

Kurt Münzer

PHANTOME

Verlag Dornbrunnen, Januar 2026, 148 Seiten, ISBN 978-3-943275-87-2

Kurt Münzer ist einer der zahlreichen Autoren, die immer wieder Fantastik geschrieben haben, aber mit den Jahren nicht nur hinsichtlich ihrer übernatürlichen Geschichten, sondern ihres Hauptwerkes in Vergessenheit geraten sind. Bei Kurt Münzer allerdings gegen die Zeitströmungen, denn wie Lars Dangel darlegt, gehört er zu den jüdischen Autoren, aus denen vor allem die Antisemiten gerne zitiert haben und vielleicht noch zitieren. Das bezieht sich auf seinen umfangreichen Roman



»Der Weg nach Zion«, in dem er sich mit seinen ein wenig arroganten Bemerkungen wahrscheinlich unbewusst als Nestbeschmutzer erwiesen hat. Aber Lars Dangel zitiert ausführlich noch aus anderen Werken wie einem Briefroman über seinen ersten Hund, der einen tiefen Einblick in die zerrissene Persönlichkeit Münzers gab. »Mich hungert« – unter Pseudonym geschrieben – zeigt wegen seines realistischen Inhalts die journalistische Seite Münzers, der auch gerne über seine Reisen nicht nur in die Schweiz schrieb. Unter dem Druck der Öffentlichkeit versuchte er, seine Autorenschaft hinter kryptischen Bemerkungen zu verstecken.

Die Ausführlichkeit, mit welcher Lars Dangel vor allem auch Münzers realistisches Werk behandelt, schlägt den Bogen zu seinen eher verträumten wenigen übernatürlichen Geschichten, in denen der Autor sich auf eine Reihe von zeitlosen, normalerweise auch romantischen Themen konzentriert, sie aber entweder als reine Geistergeschichte zu verfremden beginnt oder mit einem zynischen Realismus der zerfallenden Weimarer Republik unterlegt, um die bizarren Ideen zu erden.

Lars Dangel geht Kurt Münzer mit der notwendigen kritischen Distanz an, wenn er dessen vaterländische Gedichte und Kurzgeschichten aus der Zeit des Ersten Weltkriegs nicht verschweigt, deren pathetischer Patriotismus eines nicht Dienenden einen krassen Widerspruch zu den real wirkenden Leiden in seinen fantastischen Storys bildet.

Schon die ersten beiden Kurzgeschichten zeigen auf, dass Liebe bei Kurt Münzer eher eine tragische Note umfasst, die schnell in den Bereich des Leidens übergeht. »Der Kamin der Diana« verfügt über eine zufriedenstellende Extrapolation mit dem Erzähler, der auf Reisen zur Übernachtung in einem eher verlassen wirkenden Haus in Venedig eingeladen wird. In dem Haus soll es spuken. Eine Frau ist dort auf tragische Weise an der Pest gestorben und zumindest kurzfristig »wieder geboren« worden. Ihr Körper wies anschließend Verbrennungen auf. Der Erzähler erfährt von der zweiten Hälfte dieser tragischen Liebesgeschichte entweder durch einen belebten Traum oder durch die Begegnung mit einem »Geist«, der keine Ruhe findet. Kurt Münzers sensible

Handhabung des Themas lässt beide Interpretationen zu.

Deutlich kürzer, pointierter und dunkler begleitet von einer kleinen Zeichnung ist mit »Der Mann mit der Puppe« eine sadistisch perverse Liebesgeschichte. Ein Mann wird von einem Schausteller auf einem Jahrmarkt zur Demonstration seiner lebendigen Puppe eingeladen. Die Darstellung einer jungen Frau. Angewidert und gleichzeitig auch erotisch fasziniert folgt er dem Spiel, bis der Puppenspieler eine Grenze überschreitet und die Illusion zu »platzen« droht. Die realistischen Details abseits der Darstellung in dem Zelt präsentiert der Epilog der Geschichte. Aber der Stimmungsaufbau ist noch zufriedenstellender, die gruselige Atmosphäre noch nihilistischer und die finale Idee hinter der Darstellung noch perfider als zum Beispiel in der Auftaktstory, sodass »Der Mann mit der Puppe« seiner Zeit deutlich voraus ist und vielleicht auf Umwegen Regisseur wie Tod Browning inspiriert haben könnte. Ein zeitloses Meisterwerk, das sicherlich für Unbehagen in der Öffentlichkeit gesorgt und Kurt Münzers Ruf als *enfant terrible* eher angestachelt hat.

Einige der hier gesammelten Geschichten spielen im Künstlermilieu. Der latente Narzissmus als Übergang zum Wahnsinn wird sich auch in der Grotteske »Der Andere« widerspiegeln. Aber es sind die längeren Texte wie »Der Spiegel« oder »Pygmalion« – zwei Motive aus »Der Mann mit der Puppe« hat Kurt Münzer auf eine perverse wie originelle Art extrapoliert –, welche einen melancholischen Blick auf ein anderes Leben werfen, das der Autor vielleicht gerne geführt hätte.

In »Der Spiegel« steht mit der Tänzerin Flora Bella eine extrovertierte, narzisstische und trotzdem charismatische Frauenfigur im Mittelpunkt. Sie liebt sich in erster Linie selbst. Ihr Abbild in den zahlreichen Spiegeln, vor denen sie nicht nur auf der Bühne, sondern auch zu Hause tanzt. Als sie einen einfachen Intellektuellen kennenlernt, der sich abgöttisch in sie verliebt, scheint ihre fragile Fassade einen Moment zu zerbrechen, bevor sie wieder in der Welt ihrer eigenen Abbilder gefangen wird.

Die Selbstzweifel bis zu einer krankhaften Verweigerung der Akzeptanz des eigenen realen Ichs; die Flucht in Illusionen nicht nur auf der Bühne, sondern auch in der Wirklichkeit sind rote Fäden, die Kurt Münzer immer wieder aufgreift. Sehr erfolgreich, bewundert und gehuldet seine Künstler auf den Bühnen der Welt auch sind; so zerrissen bis paranoid; so emotional armselig sind ihre eigenen Leben. Es ist nur ein kleiner Schritt, der kurze Blick in den Abgrund, um diese im Grunde lebensuntüchtigen Persönlichkeiten zu zerbrechen. In »Der Spiegel« ist es eine Frau; in der spannungstechnisch noch komplexer aufgebauten und mit einem interessanten Ende versehenen Geschichte »Pygmalion« ist es ein junger Mann, der dank seiner Stimme eine kurze Zeit eine Weltkarriere hat. Eine Krankheit wirft ihn zurück; er verliert nicht zuletzt aufgrund der krankhaft obsessiven Liebe zu einer Frau namens Helena die Fähigkeit, sein Publikum mit seiner Stimme einzufangen. Er baut sich als Puppenspieler mit dieser Helena im Mittelpunkt eine neue Weltkarriere auf, um ein zweites Mal

an einer Frau zu scheitern. Während Flora Bella im Grunde Täterin und Opfer zugleich ist, wird der unter dem Künstlernamen auftretende Pygmalion absichtlich das Opfer einer hinterhältigen Verschwörung, welcher der emotional unterentwickelte Mann nichts entgegenzusetzen hat. Sein doppelter Fall vom künstlichen Pantheon ist eine Tragödie, die Kurt Münzer phasenweise ausgesprochen emotional, dann distanziert sachlich ausführlich beschreibt. Dabei wirkt die Zeichnung seiner durchgehend gebrochenen und nur bedingt sympathischen Figuren teilweise ein wenig zu pragmatisch, aber die sich hier auftuenden Abgründe werden manche Klischees über die exzentrischen Künstler eher bestätigen, als dass die Leser die Erkenntnis erlangen, das es sich um ganz normale Menschen gehandelt hat, die irgendwann unter den Fesseln ihrer Kunst ersticken und nicht mehr den Weg in ein bodenständiges Leben zurückfinden. Entweder, weil sie es wie Flora Bella von Beginn an so wollen oder weil sie wie die Marionette Pygmalion – blanke Ironie, denn seine zweite Karriere baut er als Puppenspieler auf – zu schwach sind und die eigenen Werte zu schnell über Bord werfen. Deutlich macht Kurt Münzer, dass Begegnung mit der normalen Welt wie die einseitige Liebe eines Intellektuellen zu Flora Bella nur in Katastrophen enden können.

Im Vergleich zu »Der Spiegel« und teilweise auch »Pygmalion« wirkt »Der Andere« wie eine heitere Grotteske. Während einer nächtlichen Zechtour begegnet der Protagonist einer Litfaßsäule, an der ihn das Bild eines Mannes anzieht. Schnell

stellt sich heraus, dass es kein Bild, sondern wie er glaubt ein Abbild seiner selbst ist. Gemeinsam ziehen die beiden »Männer« durch die Nacht, wobei sich der Betrunkene mehr und mehr in seinem künstlerisch gestalteten lebendigen und pointiert daherredenden Abbild sieht. Keine Nacht dauert ewig und mittels des pragmatischen, aber auch ein wenig offenen Endes verweigert Kurt Münzer die Beantwortung einiger Fragen, denen sich der Autor sowohl in »Der Spiegel« wie auch hinsichtlich des ergreifenden, viel gelesene hinterfragenden Epilogs in »Pygmalion« gestellt hat. Im Schatten dieser beiden längeren Geschichten geht die feine Ironie in »Der Andere« fast unter, auch wenn es in diesem thematischen Quartett – »Der Mann mit der Puppe« reiht sich durch die Dominanz von anderen, aber auch den Varietéhintergrund ebenfalls mit zahlreichen bitterbösen Ecken und Kanten ein – vielleicht die zugänglichste Geschichte ist.

Kurt Münzers »Der Ring« erschien schon einmal in der Anthologie »Die Kreuzspinne«. Die fantastischen Elemente werden ebenfalls innerhalb eines Rahmens erzählt. Ein russischer Kriegsgefangener berichtet dem Erzähler vor seiner Gefangennahme, die auf eine besondere Art unter Zwang und doch dann auch freiwillig erfolgte. Auf der Wache hat er einen Feind erschossen, der sich den seit Monaten festgefahrenen Stellungen auf Skiern und getarnt näherte. Den auffälligen Ring hat er vom Finger des Toten geschnitten und damit seine persönlichen Tore zur Hölle geöffnet, bis er auf eine einzige Art und Weise wieder inneren Frieden erlan-

gen kann. Kurt Münzer beschreibt neben den fantastischen Elementen auch die Abartigkeit und Entmenschlichung des Krieges, in dem ein Leben (des Feindes) nichts zählt und jeder tote Gegner eine Art persönlichen Triumph darstellt. Eine atmosphärisch dunkle, gut geschriebene Geschichte, in welcher der bitter realistische Hintergrund sogar das Geheimnis des Rings überdeckt. Ein passendes Ende für diese Anthologie.

Inspiziert vom Raub der Mona Lisa verfasste Kurt Münzer »Das Lächeln der Gioconda«. Drei Jahre steht eine verheiratete Frau einem Maler Modell. Kurz vor der Fertigstellung muss sie abreisen und bittet ihn, das Bild nicht zu vollenden. Der besessene Maler erfüllt ihr diesen Wunsch natürlich nicht. Anfänglich dominieren die schmachthenden Gefühle zwischen dem introvertierten Maler und der verheirateten Frau. Keine der beiden Seiten äußert sich, was zu der vorhersehbaren »Katastrophe« führt. Mit der Pointe setzt Kurt Münzer das Lächeln der Gioconda in den richtigen Kontext.

Auch »Die Tote schreibt« sowie »Mörder?« handeln von obsessiven Liebesgeschichten. In »Die Tote schreibt« erschreckt ein Mann seine Frau abends beim Schreiben eines Briefes. Sie hat nur das Wort »Mein« geschrieben, bevor sie an einem Herzinfarkt stirbt. Bei Kurt Münzer haben Frauen immer eine fragile Gesundheit und sterben nicht selten aus dem Nichts heraus. Der Witwer macht sich Gedanken, was in dem Brief stehen könnte, und hat schließlich eine traumartige Vision, welche ihn der Wahrheit nahe bringt. Auch hier vermischen sich Realität

und Traum. Das fantastische Element wird vorsichtig mit der Geistererscheinung in die Story integriert, wobei weder Leser noch Protagonist sicher sein können, ob es diese den Brief vervollständigende Erscheinung wirklich gegeben hat.

»Mörder?« ist in dieser Hinsicht noch offener. Eine junge Frau stürzt mit Blumen in der Hand ab. Vor Jahren stand sie vor der Entscheidung, sich zwischen zwei Freunden entscheiden zu müssen. Auch wenn ihr »Ja«-Wort von dem zukünftigen Mann mittels einer Lüge manipuliert worden ist, ist sie in dieser Ehe glücklich, als sie eher zufällig dem Protagonisten und Verschmähten begegnet, dessen Gefühle unverändert sind. Daraus entwickelt sich möglicherweise die im Titel mit einem Fragezeichen versehene Mordtat. Auch hier ist nicht wirklich erkennbar, ob es sich um einen gezielten Wunsch handelt oder die Tat gegen alle Wahrscheinlichkeit, aber den Fakten entsprechend mittels Schlafwandeln verübt worden ist. Diese Unbestimmtheit zeichnet eine Reihe von Kurt Münzers Geschichten aus. Dabei konzentriert sich der Autor auf für das Genre der Geistergeschichten klassische, aber starke Pointen oder Epiloge, in denen er den Lesern eine unwahrscheinliche, aber auch realistische Lösung anbietet. Sowohl »Die Tote schreibt« wie auch »Mörder?« reihen sich allerdings in die Phalanx unglücklicher Liebesgeschichten ein, wobei Lars Dangel in seinem Vorwort einen Hinweis präsentiert, das Kurt Münzer möglicherweise homosexuell gewesen ist. Daher ist es noch überraschender, mit welcher Feinfühligkeit und Sensibilität er tragische Liebesgeschichten zwischen

Mann und Frau mit vielleicht ein wenig empfindlichen Frauen in seinen Kurzgeschichten beschrieben hat. An den hier gesammelten Texten lässt sich keine Spur der Homosexualität erkennen.

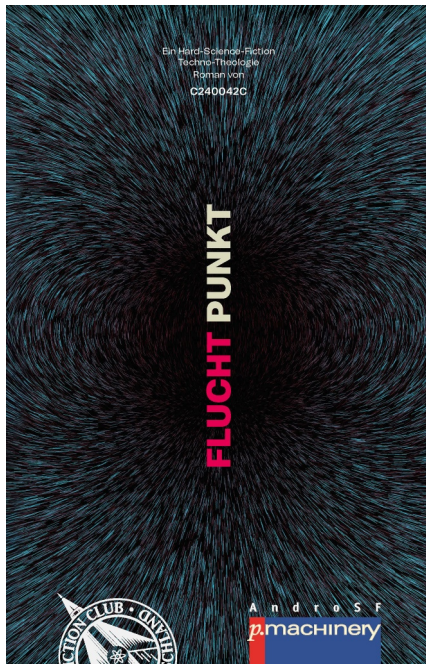
Zu den kürzesten und bizarrsten Geschichten gehört »Die Strafe«. Ein Mann schaut einem blutigen Stierkampf zu, in dem ein Pferd vom Stier förmlich aufgerissen wird. Anfänglich betrachtet er das blutige Schauspiel mit einer Mischung aus Abneigung, aber auch morbider Faszination, bis ihn die bizarre Strafe ereilt. Der Text ist wegen der drastischen Beschreibung des Tierleidens sicherlich nichts für zarte Gemüter und die »Strafe« im übertragenen Sinne auch verdient. Die Umkehrung kommt aufgrund der Kürze der Geschichte aus dem Nichts und dient eher als plakative Warnung denn als wirkliches Handlungselement. Der Story fehlt auch der verträumt romantische Hintergrund der anderen hier gesammelten fantastischen Texte und erinnert an den brutalen Realismus, der auch Kurt Münzers Roman »Mich hungert« auszeichnete.

Bei dem finalen Text »Die Katze« – Lars Dangel hat den Text schon in der Anthologie »Der Ring des Toth« präsentiert – ahnt der Leser die Pointe. Trotzdem ist die Geschichte nicht uninteressant. Ein Mann verliert während ihres Aufenthalts in den Bergen seine Frau an eine heimtückische Krankheit. Am gleichen Tag taucht eine Katze auf, die er mit in den Norden nimmt. Als er eine neue Frau kennenlernt, nimmt das Verhängnis seinen Lauf. Solide erzählt mit einer nachvollziehbaren Spannungskurve, einem pragmatischen wie konsequenten Ende und sympathischen

Protagonisten kann »Die Katze« vielleicht nicht die Intensität oder Originalität einiger anderer Geschichten dieser Anthologie erreichen, stellt aber – um auf den Ursprung zurückzukommen – solide Unterhaltung im Rahmen der Zeitungslektüre dar.

Mit »Phantome« hat Lars Dangel einen weiteren, heute generell vergessenen, zu Lebzeiten sicherlich auch provozierenden Autor aus der Vergangenheit wieder ans Tageslicht geholt. Die lange Einführung präsentiert ein nicht immer schmeichelhaftes Porträt eines auch künstlerisch zerrissenen Mannes, der in seinem Hundebriefroman wahrscheinlich dem Leser unfreiwillig den tiefsten Einblick in seine Seele gegeben hat. Die fantastischen Geschichten sind stilistisch anspruchsvoll, atmosphärisch überzeugend mit zerbrechlichen, aber nicht selten auch gebrochenen Charakteren. Tragische Liebesgeschichten – manchmal auch narzisstische Selbsterkenntnisse – gebrochener Figuren, mehrmals vor dem Hintergrund des Zirkus' oder Varieté. Die fantastischen Elemente sind effektiv gesetzt und unterstreichen die in erster Linie melancholischen Handlungselemente von menschlichen Schiffen auf den weiten Meeren, die sich nur für einen Augenblick begegnen, aber trotzdem Eindruck hinterlassen. Eine weitere wunderbare Sammlung aus dem kleinen Dornbrunnen Verlag, die beweist, dass es in der deutschsprachigen Fantastik immer wieder und vor allem auch immer mehr neu zu entdecken gibt.

(Thomas Harbach)



C240042C

FLUCHT.PUNKT!

Ein Hard-Science-Fiction-Techno-Theologie-Roman

AndroSF 226, p.machinery, Winnert, Januar 2026, 264 Seiten, ISBN: 978-3-95765-489-2

Zwei unterschiedliche Gruppen haben sich Wege überlegt, mit denen sie die Welt besser machen wollen. Eine Gruppe weiß, dass Religion oft die Ursache von Kriegen ist, sich allerdings nie verbieten lassen wird. Insofern suchen sie nach einer Religion, die alle eint, weil sie als die alleinig richtige angesehen werden muss. Sie erschaffen Belege dafür, dass sie die älteste ist. Diese Belege werden sorgfältig gefälscht. Um einer Enttarnung in einigen

Jahren, wenn die Analysemethoden weiter gediehen sein werden, zu vermeiden, werden diese Papiere zerstört. Allerdings erst, nachdem die ganze Welt Kenntnis von ihnen erlangt hat. Dass diese Religion sich verselbstständigt und dazu führt, dass alle, die sich ihr nicht anschließen wollen, diskriminiert werden, konnten (oder wollten) die Erschaffer nicht voraussehen.

Eine andere Gruppe kreiert eine künstliche Welt, in die sich die Menschen transferieren lassen können, aber auch hier sind die Menschen, die sich das Verfahren finanziell leisten können, klar im Vorteil. Durch die Indiskretion eines Mitarbeiters muss man mit dem Konzept früher an die Öffentlichkeit gehen, als den Erschaffern der neuen Welten lieb ist.

Gerüchten zufolge soll es in Kanada auch für arme Menschen möglich sein, sich transferieren zu lassen. Dadurch sollen die Chancen ungleich besser werden, einen Job, eine Wohnung und ein besseres Leben zu erlangen. Wodurch das so sein soll, wird entweder nicht erklärt oder aber ich habe es nicht verstanden.

Derya, eine junge Ärztin aus Wien, schenkt diesen Gerüchten Glauben und findet sich in Kanada in einer Warteschlange wieder. Es kann Jahre dauern, bis sie sich in die virtuelle Welt transferieren lassen kann. Natürlich kann und will sie so lange nicht dahinvegetieren und lässt sich auf eine inoffizielle Stelle ein, die mehr kostet und dennoch Risiken birgt. Hier wird gut herausgearbeitet, dass es immer nur eine Frage der Zeit ist, bis jemand nicht mehr geduldig warten kann. Wenn die Menschen nur in Lagern vor sich

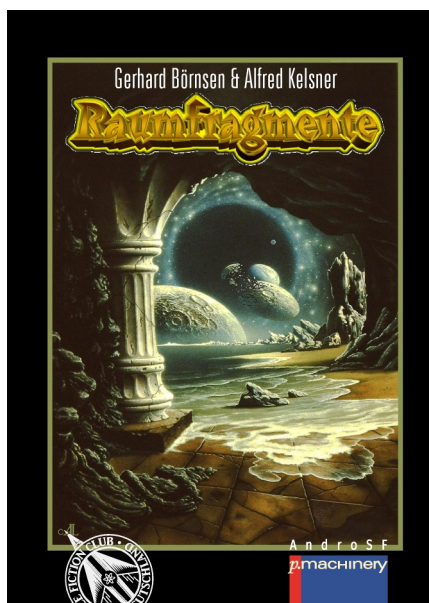
hin vegetieren dürfen, muss man sich nicht wundern, dass sie eines Tages versuchen, auszubrechen. Meiner Meinung nach spielt der Autor hier auf die aktuelle Flüchtlingsfrage an und versucht Verständnis, Sympathie und Mitgefühl für die Menschen zu erzeugen, die bei uns Hilfe suchend untergekommen sind.

Beide Ideen – die Religion und die bessere virtuelle Welt – scheitern, soviel kann ich schon verraten, ohne die Lust auf die Lektüre zu schmälern, denn für beide wird eine Hintertür offen gelassen.

Obwohl es sich hier um pure Science-Fiction-Fantasie handelt, werden doch aktuelle Themen behandelt und Gesellschaftskritik geübt, aber das nie mit dem erhobenen Zeigefinger. So kann der Leser sich mit den Protagonisten, die es ja nur gut meinen, identifizieren und ihr Scheitern miterleben, ohne sich schlecht dabei zu fühlen.

Mir hat der Roman ausgesprochen gut gefallen, auch wenn ich nicht so recht verstanden habe, wie das mit dieser virtuellen Welt läuft. Ich kann verstehen, dass es dort besser sein könnte, dass man sich dort den Job aussuchen kann, der einem gefällt, dass einem sogar das Nichtstun gefallen könnte, aber wie sich diese schöne virtuelle Welt in der Realität positiv auswirken kann, das erschließt sich mir nicht. Bis zum Schluss hatte ich auf eine Erklärung dafür gehofft. Aber die Sache hat den Lesegenuss nicht geschmälert. Irgendwie konnte ich Derya verstehen, die aus ihrer ausgeweglosen Situation in Wien geflüchtet ist und der es in Kanada auch nicht besser erging.

(Marianne Labisch)



Gerhard Börnsen & Alfred Kelsner

RAUMFRAGMENTE

AndroSF 213, p.machinery, Winnert, April 2025, 136 Seiten, Paperback: ISBN 978 3 95765 451 9, Hardcover (limitiert): ISBN 978 3 95765 459 5

Am Ende von »Zeitsplitter« kündigte William Voltz eine Fortsetzung mit dem Titel »Raumfragmente« an. Dazu ist es nicht mehr gekommen. Mehr als vierzig Jahre nach der Erstveröffentlichung haben sich der in »Zeitsplitter« noch involvierte Alfred Kelsner und Gerhard Börnsen an diese »Fortsetzung« gemacht.

Alfred Kelsner entdeckte eher durch Zufall einen Perry-Rhodan-Roman von William Voltz und fühlte sich vom Inhalt angesprochen. Er sandte ihm einige seiner Bilder zu. William Voltz verfasst spon-

tan eine Reihe von Kurzgeschichten. Die insgesamt achtzehn Texte spielen alle nicht im Perry-Rhodan-Universum.

Mit der Präsentation von Kelsners Bildern auf dem Perry-Rhodan-Weltcon in Mannheim und seinem Auftrag, für die Hefromanserie Innenillustrationen zu fertigen (später kamen die Planetenromane ab der Nummer 218 hinzu), griff der Moewig Verlag das Projekt auf und veröffentlichte »Zeitsplitter« das erste Mal im September 1981. Erst vier Jahre später nach William Voltz' Tod legte der Verlag den Band noch einmal optisch an die Silberbände angelehnt als Hardcover neu auf.

Sowohl William Voltz' früher Tod wie auch die schlechte Lage auf dem Buchmarkt- nach und nach stellte der Pabel-/Moewig Verlag alle Projekte ein, die nicht in einem direkten Zusammenhang mit der Perry-Rhodan-Serie standen, wobei auch hier das Programm der Neuauflagen/-Nachdrucke reduziert worden ist – verhinderten die im Epilog angedachte Fortsetzung.

Wie für Johnny Bruck präsentierte der Marlon Verlag 2013 einen prächtigen Alfred-Kelsner-Bildband unter dem Motto »Space Art und phantastischer Realismus«.

Ein Jahr später, 2014 wollte Eckhard Schwettmann zusammen mit seinem Bruder das Projekt angehen. Schwettmanns überraschender Tod beendete dieses Vorhaben. Sieben Jahre später bearbeiteten Börnsen und Kelsner selbst die Druckvorlagen und fanden schließlich in Michael Haitels p.machinery einen Verlag, der sich durch die Kooperation mit dem Schal-

tungsdienst Lange, aber auch der Liebe zum Genre in der Lage gesehen hat, den Bildband zu veröffentlichen. Bei p.machinery gibt es eine Paperbackausgabe, die kleinformatiger als die ursprünglichen »Zeitsplitter« ist. Trotzdem kommen die Bilder Alfred Kelsner gut zur Geltung. Ein Hardcover ist in einer limitierten Auflage direkt bei den beiden »Machern« Börnsen und Kelsner erhältlich.

Bei der Kooperation zwischen Gerhard Börnsen, der mit dem Videomagazin GERYS SCIENCE FICTION MAGAZIN und später der privaten TV Sendung ÄON das fantastische Genre einer breiteren Öffentlichkeit präsentieren wollte, standen wieder zuerst die Bilder im Mittelpunkt. Im Gegensatz zu William Voltz hat Gerhard Börnsen allerdings eine fortlaufende Geschichte geschrieben, basierend auf überwiegend bislang nicht veröffentlichten Bildern Alfred Kelsners.

Der Band ist nicht nur William Voltz gewidmet, die Kernaussage des Buches wird gleich auf der ersten Inhaltsseite präsentiert: »Wer mit allen Menschen in Frieden leben will, der sollte versuchen, jeden seiner Individualität nach zu verstehen«. Das entspricht dem Geist, in dem William Voltz die Perry-Rhodan-Serie umgestaltet hat. Das entspricht auch kleinen Teilen des Buches, aber den ganzen Plot betrachtend wirkt die Aussage nicht hundertprozentig richtig, weil es bis auf die anonyme Raumschlacht zwischen Menschen und dem Angriff auf dem einsamen Planeten eben keine Angriffspunkte gibt, an welchen der Protagonist wie bei William Voltz' Werken aktiv und entschlossen seine Ansicht anderen Mitmenschen/

Mitwesenen mitteilen kann. Im Finale offenbart Gerhard Börnsen, dass William Voltz' Vision schon lange abseits des Planeten und des inzwischen selbst auf Reisen befindlichen Robinson wahr geworden ist. Ohne ein aktives Eingreifen des Protagonisten.

Eine intergalaktische Expedition landet auf einem exotischen Planeten und findet in einer Höhle einen Schreibtisch mit einem Tagebuch. Das Tagebuch sind die Aufzeichnungen des Überlebenden eines Raumschiffabsturzes, der zusammen mit einem kugelförmigen Außerirdischen – seinem Freitag – begonnen hat, diese Welt zu erkunden. Als erster Schritt für den Aufbruch zu neuen, anderen Welten.

Der Hauptteil der Geschichte besteht aus den Tagebuchaufzeichnungen, welche mit einer Auseinandersetzung im All beginnen. Die Menschen kämpfen rücksichtslos gegeneinander. Es werden dabei auch Beiboote und Hilflose angegriffen. Die Notlandung auf dem Planeten überlebt nur der Protagonist. Allerdings ist der Text zu kurz, als das sich Gerhard Börnsen ausführlich mit den Klischees einer Robinsonade beschäftigt. Die zu rettenden notwendigen Dinge wie Lebensmittel und vor allem mehrere Schutzanzüge werden wie der eher symbolisch zu verstehende Schreibtisch und vor allem das Buch mit den leeren Seiten in die Höhle geschleppt. Zwar strahlen die Notsender ein Signal aus, aber der Planet liegt zu abseits, als das jemand sich für einen einzelnen Überlebenden interessiert.

Der lange Rückblick bis zum Absturz besteht aus den schon angesprochenen Beschreibungen der kriegerischen Ausei-

nersetzungen, wobei Gerhard Börsen ein wenig vage und oberflächlich bleibt. Alle Aspekte sind im Fokus der Kelsner-Bilder auch nicht wirklich wichtig, da das Auge des Betrachters unwillkürlich immer wieder auf die begleitenden Zeichnungen, Skizzen und fertigen Bilder fällt. William Voltz hatte es mit seinen Kurzgeschichten in dieser Hinsicht einfacher, wobei es unter den insgesamt achtzehn Texten auch eine Episode gibt, die mit »Havarie« betitelt worden ist. Von einem sich schließenden Kreis zu schreiben, wäre vermessen, aber generell orientieren sich William Voltz wie auch Gerhard Börsen an einer Reihe von wiederkehrenden Motiven in Alfred Kelsners umfangreichem Werk.

Die Kürze des eigentlichen Textes angesichts der Bilderzahl lädt den Leser nicht unbedingt ein, sich zusätzliche Gedanken zu machen. Die subjektive Perspektive zieht den außenstehenden Betrachter auch zu wenig ins Geschehen. Damit soll nicht ausgedrückt werden, dass die zugrunde liegende verbindende Geschichte schlecht ist. Sie ist nur zu kurz, zu fragmentarisch und lässt insbesondere gegen Ende so viele Flanken offen. Alfred Kelsners Bilder entschädigen den Leser, überbrücken die textlichen Lücken mit einer wahren Flut an Eindrücken. Aber William Voltz war ein Meister der melancholischen Kurzgeschichte, die mit wenigen Sätzen so viel ausdrücken konnte. Und das gilt nicht nur für die jeweiligen Personenbeschreibungen in seinem literarischen Meisterwerk »Der Terraner«. Seine Kurzgeschichten in »Zeitsplitter« sind eher Fragmente als in sich geschlossene Miniaturen. Aber sie strahlen neben der

humanistischen Grundeinstellung – auch bei Gerhard Börsen erkennt der Protagonist die brutale Sinnlosigkeit des Krieges, er ist aber ein fast willenloses Rädchen im System – einen erstaunlichen Optimismus aus. Konträr dazu wirkt Gerhard Börsen pragmatisch orientierter Charakter an keiner Stelle der Geschichte ausreichend ängstlich oder auf einer einsamen Welt verloren/verlassen, als dass reine Verzweiflung aufkommt.

Mit dem seltsamen außerirdischen Wesen in Kugelform hat er auch relativ schnell einen Begleiter. Auch hier gipfelt zwar eine der Expeditionen in einer bedrohlichen Situation ohne eine »Deus ex machina«-Lösung, aber wirkliche Spannung kommt auch durch die gewählte Form der Erzählung nicht auf.

Aber in erster Linie ist »Raumfragmente« ein Bildband. Eine optische Reise durch Alfred Kelsners Werk. Dabei lässt sich der optische Kontext dieser Sammlung des Inhaltsverzeichnisses nach auch gut auf die drei wichtigsten Bereiche aufteilen. Technisch lohnt es sich, mit Alfred Kelsners Bemerkungen »Von der Idee zum fertigen Titelbild« anzufangen. Dabei konzentriert sich der Künstler nicht nur auf den vorliegenden Band, sondern berichtet in erster Linie von seiner Arbeit für die Perry-Rhodan-Serie mit Zugriff auf die Exposés, Kontakt mit den Autoren und Fokussierung auf einen Schlüsselmoment der Geschichte, den er plakativ für das Titelbild festhalten möchte. Alfred Kelsner geht dann auf die verschiedenen Techniken beginnend mit den ersten Skizzen und abschließend mit dem fertigen Bild ein. Dieses kurze Essay gibt einen guten

Einblick in seine Arbeitsweise und zeigt, dass er sich als ein Mitglied des Triumvirats, das nach Johnny Brucks Tod übernommen hat, etwas anders als der »Meister« dem Sujet näherte.

Im Anhang finden sich neben der zweiten, in dieser Sammlung zitierten alten menschlichen Weisheit »Seelenschmerz« zahlreiche weitergehende Impressionen. Sie stehen unter dem deutlich passenderen Titel »Raumfragmente« zahlreiche Motive, welche den Lesern vor allem als Titelbilder der Perry-Rhodan-Planetenromane bekannt vorkommen. Es sind nicht exakt die gleichen Bilder/Zeichnungen, aber sowohl die Stilrichtung wie auch einzelne Ideen der Perry-Rhodan-Serie finden sich wieder. Alfred Kelsner springt von einem Sujet zum nächsten, aber der kosmische Geist, den William Voltz auch im eigenen Werk so schätzte, zieht sich wie ein roter Faden durch die Arbeiten. Kurioserweise wirkt dieser Anhang in sich deutlich geschlossener, als es die Bilder sind, welche die Hauptgeschichte begleiten.

Auch wenn Gerhard Börnsen im Vorwege die entsprechenden visuellen Vorlagen ausgesucht und Alfred Kelsner verschiedene Fassungen in diesem Textteil präsentiert hat, wirken sie fragmentierter, sprunghafter als es die eigentliche Geschichte mit ihrer Robinsonadenstruktur ist. Wenn Gerhard Börnsen auf Seite 72 der Sammlung zusätzlich Hinweis auf eines der eindrucksvollsten Titelbilder der Perry-Rhodan-Serie präsentiert – Heft 287 »Die Halle der Unbesiegbaren« von Johnny Bruck platziert –, denn fehlt dieser Szene die visuelle Symbolkraft. Natürlich

ist es schwer bis unmöglich, das entsprechende Johnny-Bruck-Bild an dieser Stelle zu platzieren, aber eine Hommage hätte vielleicht gereicht. Da helfen auch die mahnenden Worte nicht.

Gleich drauf wird ein Bild präsentiert, das dem Inhalt des Textes ein wenig widerspricht. Ein solches Haus wird nicht erwähnt. Diese Ungereimtheiten lassen die Kooperation zwischen Gerhard Börnsen und Alfred Kelsner ein wenig unrund erscheinen, auch wenn die mehrfach angesprochene Vielzahl der Bilder eindrucksvoll, fast erdrückend in ihrer Vielfältigkeit ist. William Voltz hatte es mit seinen impressionistischen Miniaturen deutlich einfacher, als er die Texte für »Zeitsplitter« schrieb. Er brauchte sich nur auf ein Motiv konzentrieren.

Unabhängig von diesen angesprochenen Schwächen ist alleine die Präsentation dieser Kooperation eher als Hommage denn als Fortsetzung zu »Zeitsplitter« betrachtend die Anschaffung Wert. Wer »Zeitsplitter«, aber vor allem den wirklich sehr ausführlichen und in die Tiefe gehenden Kelsner-Bildband aus dem Marlon Verlag schon hat, wird nur einige wirklich neue Motive entdecken. Alfred Kelsner ist ein Künstler, der gerne variiert und verfeinert. Damit soll nicht ausgedrückt werden, dass seine Bilder langweilig sind, aber die Vielzahl seiner Arbeiten erreicht nicht als Ganzes betrachtet die Breite eines Johnny Bruck. Dafür arbeitet Kelsner genauer, origineller und wiederholt sich nicht technisch so oft wie Bruck. Während »Zeitsplitter« nur fertige Motive präsentierte, folgt »Raumfragmente« der Tradition des schon zweimal angesprochenen

Bildbandes und präsentiert auch über mehrere Seiten Motive aus der Perspektive des Schöpfungsprozesses beginnend mit der ersten Skizze, den ersten Umsetzungen, manchmal auch kompletten Veränderungen bis zum fertigen Bild. Und diese visuelle Reise bleibt dem Leser – leider auch positiv – länger im Gedächtnis als Gerhard Börnsens manchmal ein wenig zu statisch, zu bemüht und mit Botschaft versehener Text, der – wie ebenfalls schon erwähnt – zu kurz ist, um im Schatten von Alfred Kelsners Bildern wirklich aufzublühen.

(Thomas Harbach)



Jörg Weigand

SPANNEND AUF HOHEM NIVEAU

Anspruchsvolle Literatur im Romanheft
Außer der Reihe 101, p.machinery, Winternert, Februar 2026, 176 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 500 4, E-Book: ISBN 978 3 95765 662 9

Jörg Weigand liebt Datensätze. Anders kann man es sich kaum erklären, dass der Schriftsteller und Herausgeber nach der Sisyphusarbeit an seinem Pseudonym-Lexikon, der Auseinandersetzung inklusive eines ausführlichen Verzeichnisses seiner »Träume auf dickem Papier« – Leihbücher –, der in diesem Band expliziert ausgeschlossenen Frontlektüre und den Autoren der fantastischen Literatur als Leitfaden durch die deutschsprachige Sekundärliteratur jetzt mit einem Thema beschäftigt, das auf den ersten Blick ein wenig konträr erscheint. Hohe Literatur im simplen Rahmen des Heftromans.

Aber so einfach ist es nicht, wie Jörg Weigand in seinem kurzweilig zu lesenden Vorwort erläutert. Heftroman ist nicht gleich Romanheft. Dabei verwechselt auch der Klappentext die Begriffe und setzt das Romanheft mit der Kioskliteratur gleich. Kioskliteratur ist gleich Schund und damit dem Inhalt gleichgesetzt. Dabei spielen des Kaisers Kleider manchmal eine untergeordnete Rolle und an den meisten der inzwischen vom Aussterben bedrohten Kioske konnte die interessierte Leserschaft für etwas mehr als einen Groschen sogar die Hochliteratur erwerben.

Gleich zu Beginn definiert Jörg Weigand die beiden Begriffe, welche den roten Faden dieser Datensammlung bilden

sollen. Am bekanntesten ist der Hefroman. Schnell und routiniert niedergeschriebene Unterhaltungstexte, deren Inhalt den Begriff der Schundliteratur definiert hat. Kritisch gesprochen muss der Begriff des Hefromans aber auch um die Texte erweitert werden, welche gekürzt und möglichst breit den Lesern präsentiert worden sind, obwohl sie in ihren ursprünglichen Ländern entweder als Hardcover oder Taschenbücher erschienen sind. Insbesondere die Genres Kriminalroman, Western und natürlich die Science-Fiction mit den Sammelreihen wie Utopia in verschiedenen Formen oder den unterschiedlichen TERRA-Reihen sei hier explizit genannt. Nach Jörg Weigands Definition fallen diese Texte dann zwischen alle Stühle.

Dagegen steht das Romanheft. Hier bezieht sich Jörg Weigand ausschließlich auf die Publikationsform in Form einer Broschur. In diese Kategorie fallen die lange Zeit populären, dann vergessenen und schließlich ihre Wiederauferstehung feiernden Taschenhefte, das Verbindungsstück zwischen dem Hefroman und dem Taschenbuch. Zumindest in den Genres Fantasy, Horror und Science-Fiction, sowie mit verschiedenen Reihen auch im Kelterverlag von Romantik bis Schauer finden sich zahlreiche Beispiele inzwischen wieder an den Kiosken.

Es ist wichtig, diese Definition bei der Betrachtung der folgenden Datenbanken im Auge zu behalten, wobei nicht immer das Aussehen und der Inhalt wirklich deckungsgleich sind. So hieß eine populäre Reihe der ehemaligen DDR sogar Romanzeitung. Inhaltlich eher Romanhefte, vom

Äußerlichen den Hefromanen nach empfunden.

Keine Aufnahme fanden in dieser Datenbank die Veröffentlichungen des Reclam Verlages, welcher ja seit Mitte des 19. Jahrhunderts Klassikerausgabe in Form der Reclam-Hefte publiziert. Insbesondere die Universalbibliothek stellt in dieser Hinsicht einen generationenübergreifenden Fundus dar, der es sogar direkt durch die Lehrer oder indirekt als Spickzettel in die Ranzen der Schüler geschafft hat.

Die Reclam-Hefte würden auch den Rahmen dieser Sammlung sprengen, da Jörg Weigand neben dem Format noch ein anderes Kriterium bei seiner Datensammlung hinzugefügt hat: Es geht um klassische Texte – nicht unbedingt alles reine Klassiker der Literatur – in allgemeinen Reihen, versteckt zwischen populäreren Unterhaltungstexten. Wie Gustav Lübke als Gründer des Verlags einmal und von Jörg Weigand ausführlich zitiert dargelegt hat. Der Hefroman kann der erste Schritt der eigenen, sich entwickelnden Lesereise sein, deren Ende unbestimmt ist. Es gibt kein Gesetz, das einem Leser verbietet, aus den Niederungen der Unterhaltungsliteratur noch in den Pantheon der gehobenen Literatur aufzusteigen. Es liegt immer an einem selbst. Aber Publikationshäuser wie zum Beispiel der »Hamburger Leseheft Verlag« haben für die Steigbügel gesorgt.

Zumindest beim »Hamburger Leseheft Verlag« muss allerdings angemerkt werden, dass dessen Ausgaben auch keine klassische Kioskware gewesen und dort in dieser Form nicht wirklich angeboten worden sind. Es sind eher preiswerte Aus-

gaben für die Buchhandlung, welche diese Hefte als Ergänzung ihres Programmes angesehen haben. So stand der aus Husum stammende Hamburger Lesehefte Verlag auch eher in Konkurrenz zur Reclam-Universalbibliothek und bildete einen Grundstock für den Deutschunterricht, als dass seine klassischen Ausgaben sich zwischen populäre Unterhaltungsliteratur mischten. Im Gegensatz zum Reclam Verlag ist die Geschichte des Husumer Hauses nicht so lang. In einem Punkt passen aber dessen Veröffentlichungen sehr gut in das Schema Jörg Weigands. Nach dem Zweiten Weltkrieg befriedigten die preiswerten Ausgaben den Drang des deutschen Volkes nach klassischer Unterhaltung... Die Jahre der Zensur waren vorüber, aber es standen weder ausreichend Papier noch hochwertige Druckmaschinen oder gar das Geld für teure Hardcover zur Verfügung.

Mit knapp zweihundertfünfzig veröffentlichten Bänden (Stand April 2020) erfüllen die Bände sogar zwei Voraussetzungen in Jörg Weigands Datenbank. Die dünneren Bände sind wie die Heftromane geklammert, nur die dickeren Bände klebegebunden.

Der Ausschluss des einen Verlags (Reclam) und der Einschluss des anderen Verlages (Hamburger Lesehefte Verlag) ist nachvollziehbar, führt aber leider einige von Jörg Weigands Argumenten auch ad absurdum. Zumindest werden nicht nur den Abbildungen nach die Seiten gefüllt, denn die Husumer sind bei vielen literarisch wertvollen Nachdrucken vertreten, wobei sich der Verlag geschickt mit auf Novellen und längere Kurzgeschichten

spezialisierte, um hinsichtlich des Formats notwendige Kürzungen zu umschiffen.

Ein weiteres Problem ist die Definition von anspruchsvoller Literatur im Romanheft. So finden sich eher biedere Arbeiten eines Westernautors in der Reihe »Romane der Welt«. Der Nobelpreisträger Thomas Mann ist für diese Zusammenstellung verantwortlich gewesen. Aber wie bei Arno Schmidt ist es vielleicht die »schwache« Seite eines Thomas Mann, der gerne mal still und heimlich einen Schmachtfetzen goutierte. Die anderen von Jörg Weigand erwähnten Autoren dieser Reihe sind heute auch eher in Vergessenheit geraten.

Bei der Aufzählung der vertretenen Schriftsteller ragen mehrere Namen teilweise wenig überraschend heraus. Zählt der Abenteurer und Reiseschriftsteller Friedrich Gerstäcker zur anspruchsvollen Literatur? Ohne sein umfangreiches und faszinierend zu lesendes Werk zu schmälern, eher nicht. Gerstäcker hat im Gegensatz zu Karl May seine Reisen um die Welt tatsächlich durch die Schriftstellerei vor allem fürs Volk und weniger den Adel verdient. Karl May folgt an zweiter Stelle, ein klassischer Jugend- und Volksschriftsteller, der erst mit seinem Spätwerk in höhere Sphären abdriften wollte. Karl May im Romanheftformat zu finden, stellt auch keine Überraschung dar. Um den Bogen zu einer Reihe wie »Romane der Welt« zu schlagen. Auch wenn es wegen der Rechte nicht möglich gewesen wäre, hätte Thomas Mann mit Vorliebe ein Buch seines Bruders Heinrich Mann in diese Reihe verfrachtet. Alleine, um literarisch im Wett-

streit zwischen den Brüdern einen Pfahl einzuschlagen.

In der Liste Jörg Weigands finden sich mit de Balzac, Tolstoi, Heinrich von Kleist oder Johann Peter Hebel nur wenige Namen, die wirklich überraschen. Im alphabetischen Verzeichnis folgen die in der Liste ungenannten Goethe, Gogol, Heinrich Böll, Wolfgang Borchert, Heinrich und Klaus Mann in den angesprochenen »Hamburger Leseheften« oder einmal Thomas Mann mit einer Kurzfassung der »Königlichen Hochzeit« in der Romanzeitung.

Die alphabetischen Listen werden von zahlreichen markanten Titelbild-Abdrucken begleitet, die alle von überzeugender bis sehr guter Qualität sind. Für die Anhänger der fantastischen Literatur gibt es zusätzlich einen entsprechenden Exkurs ins Genre. Allerdings wäre es nicht notwendig gewesen, Autoren wie zum Beispiel Hans Christian Andersen in beiden Kategorien aufzulisten. Der Querverweis hätte gereicht.

Natürlich präsentiert sich »Spannend auf einem hohen Niveau« wieder als weiterer Beweis, dass es noch literarisch viel auszugraben gibt. Dabei handelt es sich nicht einmal um Randthemen, sondern kuriose Beweise, wie verbreitet die hohe Literatur an den unmöglichsten und überraschenden Stellen sein kann. Jörg Weigand biegt sich seine Prämissen allerdings ein wenig zu sehr zurecht, um gänzlich zufriedenzustellen. Ohne die inzwischen mehrfach angesprochenen Hamburger Lesehefte wäre die Liste deutlich kürzer und vielleicht nicht mehr für eine Buchveröffentlichung ausreichend. Aber

die angesprochenen Abbildungen entschädigen, inklusive der Versuchung, einzelne Texte noch einmal oder vielleicht zum ersten Mal zu lesen für Jörg »Uri Geller« Weigands gebogene Fleißarbeit.

(Thomas Harbach)

Das Programm des Kleinverlags p.machinery ist immer für eine Überraschung gut. Kein Wunder, denn dahinter steckt Michael Haitel, den ich bereits seit den inzwischen legendären Zeiten des deutschen SF-Fandoms in den 1980er-Jahren kenne. Schon damals war er ein Hans-Dampf-in-allen-Gassen und hat sehr viel geschrieben, besonders unter dem Pseudonym Mychael Wallensteyn. Und er konnte gefühlt immer schon schneller tippen als sein Schatten. Ich erinnere mich an meine frühe Zeit als Mitglied des PRBCBS (Perry Rhodan Briefclub Bullys Schreibtisch), ein SF-Club, der zu seiner glorreichen Zeit viele BNFs (Big Name Fans) versammelte. So tippte Mychael umfangreiche Liveconberichte ab, mit einer sagenhaften Leichtigkeit und vor allem unglaublichen Schnelligkeit: Er war der Carl Lewis unter den Fanzinemachern.

So verwundert es auch nicht, dass in seinem Verlag ziemlich viel erscheint, denn viel lesen und lektorieren scheint ihm nach wie vor leicht von der Hand zu gehen. Das Verlagsprogramm ist enorm vielseitig, wenn man einmal davon absieht, dass keine Übersetzungen oder Lizenzen aus dem Ausland den Weg ins Portfolio finden. Damit ist er einer der Orte, der deutschsprachigen Autoren, die bei großen Verlagen nicht landen können, die Möglichkeit einer Buchveröffentli-

chung bietet. Von der Weiterführung gestrandeter Magazine wie DAEDALOS, NOVA oder REISSWOLF will ich gar nicht erst anfangen ...

Das Programm ist also breit gefächert. Es gibt sogar eine eigene Reihe mit dem Namen »Außer der Reihe«, in der zunächst Titel veröffentlicht wurden, in keine der vorhandenen Reihen passten. Später wurde das Konzept verändert in »Geschichten, die gut zu lesen sind und die uns gefallen«. Die Bandbreite geht von Titeln wie *Kaiserschmarrn*, *Röschti und andere Schmankerl* von Klaus Hübner bis *Klettermax – Eine wahre Geschichte über Traumata und die Überwindung von Panikattacken* von Anke Jablinski. Ergo: Alles kann, nichts muss.

Als Band 101 der Reihe »Außer der Reihe« ist nun ein Titel erschienen, der für Sammler von Romanheften interessant sein könnte: *Spannend auf hohem Niveau – Anspruchsvolle Literatur im Romanheft*.

Hierbei handelt es sich um eine weitere Fleißarbeit des auch in hohem Alter noch umtriebigen Jörg Weigand, der sich innerhalb der SF-Szene in erster Linie einen Namen als Herausgeber gemacht hat. Zu seinen wichtigsten Büchern gehört vermutlich das Nachschlagewerk *Pseudonyme – ein Lexikon: Decknamen der Autoren deutschsprachiger erzählender Literatur* aus dem Jahr 1991, eine akribische Fleißarbeit, deren Ausführung in den Zeiten vor dem Internet und Suchmaschinen wie Google wahrscheinlich einiges an Lebenszeit gefressen hat.

Weigands neuester Streich ist eine Auflistung von Autorennamen und ihrer Werke der anspruchsvollen Literatur im Ro-

manheft. Diese Publikationsform von Belletristik spielt heutzutage keine Rolle mehr und ist zum aussterbenden Vehikel für geschriebene Unterhaltung geworden. Zwar gibt es noch Vertreter wie *Perry Rhodan*, *Jerry Cotton*, *John Sinclair* oder *Lassiter*, aber ihre Tage scheinen gezählt.

Nun hat Jörg Weigand herausgefunden, dass in diesem oftmals als »Schundromane« verschrienen Format auch »gute Unterhaltungsliteratur, ja Weltliteratur« veröffentlicht wurde. Das Ergebnis seiner Recherche liegt dank p.machinery als *Spannend auf hohem Niveau* in Buchform vor.

Damit das Ganze nicht nur eine trockene Ansammlung von Daten wird, wurde dem Buch eine kurze Einführung zum Thema und eine »Wichtige Vorbemerkung« vorangestellt. Mit der Vorbemerkung vergaloppiert sich Weigand allerdings etwas, wenn er versucht, zwischen den schon immer synonym verwendeten Begriffen »Romanheft« und »Heftroman«, einen Unterschied zu konstruieren. Und dann begeht er auch noch den Anfängerfehler, die beiden Begriffe zu werten und klassifiziert den »Heftroman« mit »oft erschreckend mieser Qualität, was Stil und Einfallsreichtum« betrifft.

Diese künstliche Trennung ist nicht wirklich überzeugend, zumal es letztlich auf den persönlichen Geschmack des Rezipienten ankommt. Dies muss Weigand selbst ein paar Seiten weiter in seiner Einführung auch zugeben, wenn er etwa zu seiner Auswahl der Titel verklausuliert zugibt: »Hier kommt die persönliche Bewertung durch den Compiler dieser Liste zum Tragen. Mit allen Möglichkeiten des Irrtums.«

Nichtsdestotrotz ist Weigands Buch eine nette Spielerei. So hat er herausgefunden, dass Friedrich Gerstäcker der Autor mit den meisten Werken in Romanheftform ist. 127 Romanhefte wurden von ihm identifiziert. Warum das so ist, wird leider nicht analysiert, was aber interessanter gewesen wäre, als die reine Anzahl zu ermitteln. Das Werk von Gerstäcker ist für mich keine »anspruchsvolle Literatur« und wäre deshalb von mir gar nicht berücksichtigt worden, hätte ich diese Liste zusammengestellt. Gerstäcker ist für mich ein Autor von spannenden Abenteuerromanen und Reiseerzählungen. Aber dann wären auf einen Schlag sechs Seiten des dünnen Büchleins weggefallen. Auch über die Aufnahme von Autoren wie Karl May oder die Vertreter der Märchenfraktion wie die Gebrüder Grimm, Hans Christian Andersen und Wilhelm Hauff könnte man vortrefflich streiten.

Immerhin hat Weigand auch Namen wie Theodor Storm, J. W. von Goethe, E. T. A. Hoffmann, Honoré de Balzac, Leo N. Tolstoi, Adalbert Stifter, Theodor Fontane und viele andere gefunden.

Ein großes Plus des Buchs sind die vielen zahlreichen großformatigen, farbigen Abbildungen von Titelbildern. Allerdings wurden die Bilder nicht auf den Recto-Seiten platziert, sondern auf den Verso-Seiten, welche als die aufmerksamkeitschwächeren Seiten gelten. Das scheint aber ein Spleen von p.machinery zu sein, da ich das schon bei anderen Sekundärwerken so (optisch falsch) gesehen habe.

Spannend auf hohem Niveau ist ein kurioses Buch, welches aufgrund der sehr persönlichen Zusammenstellung nur so

halbwegs als Referenzwerk gelten kann. Es ist dennoch ein lobenswertes Unterfangen, weil es den Blick auf eine sterbende Publikationsform richtet und auch ein bisschen was für den Freund von fantastischer Literatur bietet. Wer gerne in Aufstellungen und Listen blättert, wird ebenso auf seine Kosten kommen, wie die Sammler von den alten Romanheften.

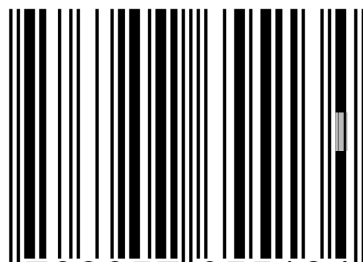
Aber: Wir sprechen von extremem *special interest*, also der Nische von der Nische von der Nische. Hier ist ein Buch für alle, die glauben, sie haben schon alles.

Für den verlegerischen Mut von Michael Haitel gibt es von mir einen Extrapunkt: Chapeau!

(Matthias Hofmann)



2942-1837



9 783957 655134

65 Jahre



Perry Rhodan

Der JubiläumsCon

Feiere mit der
PERRY RHODAN-
FanZentrale auf den
6. PERRY RHODAN-Tagen

vom **04.09.2026 bis 06.09.2026**
im **Jugendzentrum Mühle** in
Braunschweig

Mit freundlicher Unterstützung des
Vereins **Phantastika Raum und Zeit e.V.**



Ehrengäste:

Arndt Ellmer, Dr. Florian F. Marzin,
Rüdiger Schäfer, Michelle Stern, Marie
Erikson, Hermann Ritter, Olaf Brill,
Klaus Bollhöfener, Dietmar Schmidt,
Adnan Turan, Patrick A. Kompio,
Gregor Sedlag, Lucy Guth, Stefan
Pannor, Thorsten Schweikard,
Maikel Das u. v. a.

Ticketpreise:

<u>bis 31.5.2026</u>	beide Tage	Samstag	Sonntag
Mitglieder	13,30 €	9,30 €	5,30 €
Normalpreis	26,60 €	18,60 €	10,60 €
<u>bis 31.7.2026</u>			
Mitglieder	21,30 €	16,00 €	10,60 €
Normalpreis	32,00 €	24,00 €	16,00 €
<u>Tageskasse</u>			
Mitglieder	27,00 €	21,00 €	12,00 €
Normalpreis	39,00 €	31,00 €	17,00 €



Anmelden unter
www.prfz.info